

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

N^o 19.

1884.

Erscheint alle 14 Tage in Heften à 25 Pfennig und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Die Alten und die Neuen.

Roman von M. Kautsky.

18. Fortsetzung.

20. Kapitel.

Arnold traf unverzüglich alle Vorbereitungen um das Haus seines Vaters zu verlassen. Er wollte keinen Augenblick länger darin verweilen, als es unumgänglich nötig war. Julian hatte den Befehl erhalten, einen Koffer zu packen, er selbst raffte einige Bücher und seine Schriften zusammen.

Er trat an den Schrank mit eingelegter Arbeit und schloß ihn auf.

Innen zeigten sich rechts und links eine Anzahl kleiner Schubfächer.

Die alte Haushälterin hatte ihn darauf aufmerksam gemacht, daß die verstorbene Frau Baronin hier ihren Schmuck und ihre sämtlichen Briefschaften verwahrt gehalten, und er hatte nun auch seine Papiere hier untergebracht.

Er öffnete die Lade und entnahm den Inhalt.

Als er sie wieder zurückschob, schloß die eine nicht völlig, als ob ein Gegenstand dazwischen steckte.

Dieselbe war ziemlich angefüllt gewesen, es war leicht möglich, daß das oberste Papier zurückgeschoben worden und nun zwischen der Lade und der rückwärtigen Wand sich spießte.

Er zog die Lade vollständig heraus, um nachzusehen.

Erst konnte er nichts bemerken, als er aber mit dem Lichte hinleuchtete, sah er ganz in eine Ecke gepreßt ein Stück Papier.

Er nahm es hervor, es war ganz zerknittert und zusammengeballt.

Es gehörte nicht zu seinen Schriften, dies mußte sich schon früher einmal hier festgespießt haben, und man war es bei einer flüchtigen Durchsicht des Schrankes nicht gewahr worden. Hatte er doch selbst schon wiederholt diese Lade herausgezogen, ohne daß er einen Widerstand verspürt hätte.

Es war ein Brief; er strich ihn glatt und wollte ihn in die Lade zurücklegen.

Sein Blick fiel auf die Adresse und blieb daran haften.

Baronin Klona Reinthal las er, und diese Worte waren von seiner eigenen Hand geschrieben.

War es möglich, täuschte er sich nicht?!

Nein, es war seine Handschrift.

Hastig besah er den Poststempel, und nun war ihm mit

einemmale alles klar geworden. Hier in Solenbad hatte er selbst vor zwölf Jahren diese Worte geschrieben; die ganze Situation von damals erstand vor seinem geistigen Auge. Er sah die sterbende Frau vor sich, die Großmutter, mit dem tieftraurigen Blick, die erst im Augenblick des Hinscheidens ihren Groll beseitigt und ihren Enkel dem Vater zurückgegeben.

„Schreibe die Adresse, ich kann nicht mehr,“ hatte sie ge-seufzt, und als er sie erstaunt gefragt, warum sie sich nicht direkt an den Vater wende, hatte sie gestöhnt: „Es ist besser so.“ Jetzt, in dem Augenblick, fuhr es ihm wie ein Stich durchs Herz. Hätte er kein Herz dazu gehabt? wäre seine Mutter doch nicht so rein gewesen, wie es ihm bisher Bedürfnis war zu glauben? Sein Vater hatte heute ein abscheuliches Wort gesprochen, ein tiefverletzendes für seine arme Mutter, durfte er es? Er wollte Gewißheit, und dieser Brief mußte sie ihm bringen.

Er wendete sich der Lampe zu und seine Hand zitterte, eine hochgradige Aufregung war über ihn gekommen.

Er schlug den Brief auseinander, die unklaren Schriftzüge seiner Großmutter tanzten ihm vor den Augen.

Da wurde die Tür nicht ohne Geräusch geöffnet und Julian trat herein. Er meldete, daß alles in Ordnung sei, und fragte, ob der Herr Doktor noch weitere Befehle für ihn habe.

Sein Lächeln war dabei so insolent, daß man deutlich merkte, er sei von dem Vorgesessenen hinlänglich unterrichtet und nicht gesonnen, den Doktor fürderhin als seinen Herrn zu betrachten.

Arnold, den Brief in der Hand, wies ihm die Tür, und er mußte sich zurückziehen.

Aber war es nun Zufall, war's Verabredung, jetzt kam Felig herein und überbrachte ein Billet.

„Der Ueberbringer wartet auf Antwort,“ sagte er nachlässig. Arnold schob den Brief seiner Großmutter in die Brusttasche.

Er wollte ihn nicht mehr in diesem Hause lesen, er mußte ruhiger werden und hier irritirte ihn alles.

Er öffnete das Billet, es war vom Grafen Falkenau, er erbat darin für morgen Vormittag die Ehre seines Besuches.

„Ich möchte einiges mit Ihnen besprechen, ehe Sie die Volksversammlung besuchen,“ hieß es darin.

Arnold trat an den Schreibtisch und antwortete mit einigen Zeilen, in denen er sein pünktliches Erscheinen in Aussicht stellte, dann nannte er das Hotel, wohin man seine Effekten zu bringen habe, nahm seinen Hut und verließ das Haus.

Er durcheilte den Park und die Anlagen. Die Bewegung tat ihm gut, aber das Blut wallte noch immer stürmisch durch seine Adern.

Er ging den Fluß entlang. Die milde sternfinkelnbe Nacht, die Stille um ihn herum, das in einer ewigen Melodie rauschende Wasser, das alles wirkte besänftigend auf ihn, es über-täubte, was sich allzu wild in seinem Kopfe zusammendrängte und ihm das Herz bewegte. Zorn und Bitterkeit lösten sich allmählich in ein sanfteres Empfinden und die ganze Weichheit seines Naturells brach durch. Unwillkürlich griff er nach dem Brief, der an seiner Brust ruhte und ein leises zärtliches Wort sprach seine Lippen in die Nacht hinaus: „Mutter!“

Sie war seine erste Liebe und seine erste Sehnsucht gewesen, er hatte ihr Andenken so heilig gehalten, sollte er auch hier enttäuscht werden, nicht mehr an sie glauben dürfen? Es dämmte ihm ein Verlust, schmerzlicher als der des Vaters. Und jetzt, in dem Gefühle tiefer Verlassenheit, brannte eine neue unendliche Sehnsucht in seinem Herzen auf, eine neue unendliche Zärtlichkeit, die Liebe zum Weibe.

Er liebte, und liebte mit all der Kraft, mit all dem Feuer der Jugend, mit all der sinnlichen Blut, mit der man zum erstenmale liebt. Und ein Gefühl des Triumphes, der Wollust war es gewesen, ein wahnsinniges Entzücken hatte ihn erfaßt, als er seinem Vater zurief, ich liebe sie! Und hätte er nicht mit dem gleichen stolzen Bewußtsein sagen dürfen, sie liebt mich wieder? Er glaubte es, er fühlte es. Er sprang empor, wie im Taumel des Glücks. Er wollte zu ihr, es war ein allmächtiges Verlangen, das ihn ihr entgegentrieb, er wollte sie sehen, sie sprechen, er wollte — Tor, was willst du?! rief er sich zu. Bist du nicht ein Ausgestoßener, ein Bettler? Was soll sie an deiner Seite? Willst du sie hineinziehen in Kampf und Streit und Verfolgung? Soll sie durch dich das Unglück kennen lernen, sie, die im Glück aufgewachsen ist und Glück verlangt? Du wärest ein Glender, wenn du es tätest! Und wenn sie dich auch so innig liebte, um dein Schicksal mit dir zu teilen, du dürftest dies Opfer nicht entgegen nehmen. Sie ist zu unerfahren noch, sie kennt noch nicht die volle Tragweite desselben, sie hat noch keine Ahnung, was es für sie bedeuten könnte. In heftigen Schritten ging er den Weg nach der Esplanade zurück. Seine Liebe kämpfte mit seiner besseren Einsicht und suchte seine Vernunft zu hintergehen. Mußte er nicht doch zu ihr? Mußte er Elsa nicht mitteilen, was geschehen war? Und wenn er nun ging, und er wollte am nächsten Abend schon Solenbad verlassen, mußte er nicht vorher Abschied von ihr nehmen? Noch einmal wollte er die süße Wonne genießen, ihr in die treuen Augen zu sehen. Aber konnte dies jetzt geschehen? heute noch? Es war halb zehn, sie würde ihn nicht mehr empfangen. Ein Seufzer entstieg seiner Brust: Auf morgen also! dann schritt er rascher aus.

Er wollte ins Hotel, um seinen Brief zu lesen. Und nun befand er sich wieder an der Esplanade und kam an dem Park vorbei, der Helenens Villa umgab. Unwillkürlich hemmte er, vor dem Gittertore angekommen, seinen Schritt, und nun geschah es wie ein Märchen: beide Flügel taten sich weit und geräuschlos vor ihm auf.

Ueberrascht blieb er einen Augenblick stehen, dann schritt er hindurch.

Kaum hatte er einige Schritte die dunkle Allee entlang getan, als ihm die rotschimmernden Laternen eines Wagens entgegen kamen, der von der Freitreppe der Villa dem offenen Tore zufuhr.

Gleichzeitig eilte der Portier, die Schlüssel in der Hand, hinter ihm drein, um sich den Eindringling genauer anzusehen und ihn zu fragen, was er hier wolle.

So kam es, daß das Eingangstor eine Minute lang ohne Hüter geblieben und, als hätte er auf diesen Moment gelauert,

trat, von der Esplanade aus, ein hochgewachsener Mann durch daselbe, der mit einem Satz das naheliegende Gebüsch erreicht hatte und dahinter verschwand.

Arnold hatte von dem Portier erfahren, daß die Frau Gräfin zur Soirée der Fürstin Cilli fahre, und da wollte ihre Equipage auch schon an ihm vorüber.

Da ertönt von innen das Zeichen, der Wagen hält, und ehe noch der Bediente vom Boock springen konnte, wird der Wagenschlag aufgerissen und eine weißumhüllte Gestalt beugt sich weit daraus hervor.

„Doktor Lefebre,“ ruft sie, ihn heranwinkend.

Er zögerte, er hatte der Dunkelheit vertraut, die ihn verbergen sollte, aber da trat auch schon der Lakei ihm entgegen, er mußte dem Rufe gehorchen.

Er kommt an den Wagen heran.

„Wie finden Sie meine Augen Doktor?“ ruft Helene ihm lustig zu, „ich habe Sie erkannt, trotz der Dunkelheit, das heißt, ich habe Sie geahnt.“

Aus einer Wolke weißer Spitzen reichte sie ihm die Hand entgegen.

„Sie sind gekommen, um mich zur Soirée der Fürstin abzuholen? steigen Sie ein.“

„Nicht doch,“ sagte Arnold, „ich bin gekommen um — er konnte nicht die ganze Wahrheit sagen und so sagte er nur die halbe, „um Abschied von Ihnen zu nehmen.“

„Und da kommen Sie so spät?“

„Sie haben ganz recht, dies sonderbar zu finden, ich will auch gehen und zur gelegeneren Zeit wiederkommen.“

Er grüßte, sie aber hielt ihn fest.

„Nein, nein, dieser späte Besuch hat etwas zu bedeuten, und Sie sollen mir das auseinandersetzen. Wir haben ja Zeit, man kommt bei der Fürstin immer sehr spät zusammen. Zurückfahren!“ rief sie dem Diener zu, der, in einiger Entfernung stehend, ihrer Befehle harrete. Der Wagen wendete sich um und fuhr wieder der Villa zu.

Arnold folgte zu Fuß.

Die dunkle Männergestalt, die wie ein Dieb sich herein-gestohlen, hatte indes die Freitreppe erreicht und war auf die mit Blumen besetzte Terrasse gelangt; in dem Augenblick, wo der Wagen sich wendete, öffnete der Mann die Thür, die von hier aus in den Salon führte, und trat ein.

Der Salon war erleuchtet; er sah sich um; es war niemand anwesend. Jetzt huschte es in dem anstoßenden Zimmer hin und her, es war wohl die Kammerjungfer Helenens. Er schlüpfte in das gegenüberliegende Gemach, das von einer Lampe nur schwach erhellt war, und stellte sich hinter der Portiere auf. Und jetzt ward auch schon die Thür von der Terrasse her aufgerissen und Helene und Arnold überschritten die Schwelle.

Die laute Stimme ihrer Herrin hatte die Kammerjungfer sofort herbeieilen lassen. Mit erstaunten Augen sah sie auf die Gräfin und den Doktor.

„Ich bitte Sie, machen Sie mir kein so dummes Gesicht,“ lachte diese übermütig, „und lösen Sie mir den Schleier, schnell!“

Sie warf sich in einen Sessel, um das Herabnehmen zu ermöglichen, aber sie war nicht imstande ihren Kopf einen Augenblick ruhig zu halten.

„Geben Sie doch acht, wie ungeschickt! ich will heute noch zur Fürstin und Sie raufen mir das Haar.“

Hierauf in reizender Beweglichkeit sich wieder an Arnold wendend: „Allons, ich begreife noch immer nichts, — Sie wollen Abschied von mir nehmen?“

„Und von Komtesse Elsa, wenn es mir gestattet ist.“

Helene warf in ungeduldiger Heftigkeit den Kopf zurück. „Sie zerren! Mein Gott, Josefa, sind Sie denn noch nicht fertig, Sie haben ja nur zwei Nadeln herauszunehmen.“ Aber schon war der Schleier, der ihr Haupt umhüllte hatte, herabgenommen.

„Ist Komtesse Elsa noch sichtbar?“ fragte sie aufstehend die Zofe.

„Die Komtesse ist auf ihrem Zimmer und hat Frau Gerta bereits entlassen.“

„Dann dürfen wir sie nicht mehr stören,“ versetzte Helene heiter und entschieden, „ein Umstand, mein Herr, der Sie zwingen wird, morgen wiederzukommen. Ich denke, Sie verlassen uns doch nicht auf lange?“

Die Kammerjungfer hatte sich entfernt.

Helene hatte auch den Mantel abgeworfen und stand nun in der Mitte des Salons unter dem Gaslustre in ihrer herrlichen weißen Robe, von oben bis unten von Spizen umflutet, die glänzenden Schultern entblößt, umbordet von einer Guirlande von frischen Rosen. Sie war pikant, duftend, voll sinnlichen Reizes.

Sie wußte es, und mit einem strahlenden Blick, mit einem süßen herausfordernden Lächeln sah sie zu dem blassen Manne hinüber, der in jener Ecke auf dem Divan plaz genommen und den Kopf gegen einen Polster gelehnt, mit etwas zerstreutem Ausdruck die Augen über ihre Gestalt gleiten ließ.

„Ich verlasse das Haus des Barons und gedenke nach England zu gehen,“ sagte er ruhig.

Sie hatte eine Bewegung des äußersten Erstaunens. Wie er ging?! Aber er trennte sich zugleich von Elsa. Der Gedanke verstörte sie und hatte dennoch etwas befriedigendes. Rasch ging sie auf ihn zu und blieb vor ihm stehen.

„Was ist geschehen, was drängt sie von uns zu gehen? Stünden Sie nicht mehr gut mit dem Vater?“

Er schüttelte lächelnd den Kopf.

Aber wie sie nun, den Körper vorgebeugt, ihm forschend ins Antlitz sah, glaubte sie einen Zug darin zu finden, der ihr neu war, einen Zug des Leidens, ein Etwas, das von heimlichen Klämpfen sprach, von heimlichem Weh, und das ihn unendlich interessant machte.

Seine Hand lag in dem braunen Haar, das ihm in Partien in die Stirne gefallen war, und das er nun wie in Gedanken zurückschob und es dadurch noch üppiger verwirrte.

Sie fand ihn schön in diesem Augenblick.

Sie empfand den ganzen Zauber seiner Persönlichkeit und war davon entflammt, berückt, verwirrt fast, denn sie wußte nicht, was sie mit dieser aus dem Herzen lodern den Empfindung beginnen sollte. Sie war blasirt und doch einem innigeren Gefühl gegenüber ein Neuling. Ihr Herz hatte bisher nicht gefordert, sie hatte bei anderen Verlangen erweckt und hatte übermütig darüber spotten können; auch ihre Ehe, eine Monstrosität, hatte ihr Herz unberührt gelassen, und nun brannte es auf in einem Begehren, das um so heißer und ungezügelter sie überfiel, da es noch niemals befriedigt worden.

Aber sie hatte eine entzückende Ahnung bekommen; seit jenem Tage, wo sie neben ihm in dem dunklen Schacht gestanden, mit ihm heruntergefahren, wo sie, im Augenblick, als ihr die Sinne schwand, beide Arme um seinen Hals gelegt, um diesen weichen jugendlichen Hals, seit diesem Tage wußte sie, daß es ein unsägliches Glück sein müsse, an seinem Herzen zu ruhen, von ihm umschlungen ihm in die Augen zu sehen, ihn wieder umschlingend.

Und möchte darnach auch kommen was da wolle, sie hätte doch einmal, einmal in ihrem Leben erfahren, was Glück sei und Seligkeit, und sie würde diesen Augenblick nie bereuen können, wo sie im Taumel des Entzückens alles vergessen, die ganze Welt.

„Es ist eine lange Geschichte, und die Politik spielt auch hinein, es dürfte Sie kaum interessieren, Gräfin,“ hatte er gesagt.

Sie hatte sich an seine Seite gesetzt.

„Warum glauben Sie das? Mich interessiert alles, was Sie betrifft, alles, Arnold.“ Er reichte ihr dankend die Hand. Ihre Finger berührten sich leicht; gleich ihm lehnte sie sich in die Polster zurück, eine süße Mattigkeit wollte sie überschleichen, ein Klagen und Singen umtönte sie, während ein kleiner Seufzer über ihre Lippen sich drängte. Wenn er doch empfände wie sie! Und doch ist sie es, die in diesem Augenblick kokett von ihm hinweggerückt. Sie kann sich nicht geben, sie muß sich erobern lassen.

Der Mann hinter der Portiere, von dessen Dasein niemand im Hause Kenntnis hatte, hatte dies alles beobachtet, und es war ein Lächeln des Triumphes, einer wilden Befriedigung, das seine Lippen umkränzelte. Er verließ jetzt seinen Lauscherposten, und lautlos glitt er über die weichen Teppiche dieses Gemaches hinweg. Mit gleicher Vorsicht durchschritt er die weiteren Gemächer und blieb nun vor einer geschlossenen Türe stehen. Er hatte sein Ziel erreicht. Elsas Zimmer lag am weitesten vom Salon entfernt, nach einer anderen Richtung, seine Fenster gingen nach dem rückwärtigen Teil des Gartens. Sie hatte noch Licht, aber sie war allein. In ein leichtes, loses Kleid gehüllt, wie sie es im Vaterhause zu tragen gewohnt war, saß sie in einen tiefen Sessel zurückgelehnt und las.

Sie befand sich in der den Fenstern entgegengesetzten Ecke in der Nähe des Kamins. Ein Lampe, in einem verschiebbaren Geleise gehend, hing gerade über ihr von der Decke hernieder und warf ein starkes aber ruhiges Licht auf das Buch, das sie in den Händen hielt und auf ihren weißen Arm, von dem der weite Ärmel zurückgefallen war, und der auf der gepolsterten Seitenlehne sich aufstützte.

Aus ihrem Haar waren die Nadeln entfernt, in zwei losen Flechten fiel es hernieder; die eine schmiegte sich, einer goldenen Schlange gleich, an die Brust, die andere hing über den Sessel und berührte den Boden.

Sie bewegte sich nicht, die geschmeidigen Glieder ruhten so lässig bequem; nur die Brust hob und senkte sich unter den ruhigen gleichmäßigen Atemzügen.

So bot sie ein Bild der Schönheit, der Reinheit und eines heiteren Friedens.

Durch das eine Fenster, das geöffnet stand, wehte die milde Nachtluft herein und bewegte ein wenig den weißen Spizenvorhang vor demselben.

Die tiefe Stille in dem Gemache wurde jetzt durch ein Plattern und Surren unterbrochen.

Ein kleiner Nachtschmetterling war hereingeslogen und stieß mit eigensinniger Beharrlichkeit gegen den Zylinder der Lampe, die, nahe dem Fenster, auf einem Tische stand.

Er hatte sich bereits die Flügel verbrannt, aber nur umso heftiger und rascher umschwirrte er die Lampe, bei jedem Anprall sich aufs neue versengend, bis er ermattet in die Flamme fiel.

Das Geräusch hatte Elsas Aufmerksamkeit auf sich gezogen, sie blickte gegen die Lampe und wollte eben aufstehen und das Fenster schließen, um andere Flügler vor dem gleichen Loos zu bewahren, als ein eigenartiges Gefühl, das dem Gehör vorausgeht, sie zwang, sich nach der Türe umzuwenden. Dort hatte jemand an die Klinke gedrückt. Sie sprang empor. Eine dunkle Gestalt war eingetreten und schon stand sie vor ihr im Zimmer. Es war Cölestin.

Er grüßt sie stumm. Sie blickt ihn mit großen Augen an, den Mund etwas geöffnet, lautlos, wie im Schreck erstarrt.

Ist er es auch wirklich?! Sie hat ihn seit jenem Morgen, wo sie in dem Hause des Salzarbeiters zusammengetroffen waren, nicht gesehen, — wie grausam ist er seitdem verändert; abgemagert, die hohe Gestalt gebeugt, die Wangen eingefallen, blaß, vergrämt und doch noch immer von eigenartiger Schönheit.

„Sie kennen mich nicht mehr?“ sagte er leise, und seine Lippen, die jetzt ein schwarzer junger Bart umschattete, lächelten schmerzhaft.

„O doch,“ sagte sie, „aber ich begreife nicht — wie Sie zu mir — unangemeldet — zu solcher Stunde —“

„Vergeben Sie mir.“

Weich und zitternd klang das, wie die Bitte eines Kindes; und jetzt kam es ihr vor, als wankte die hohe Gestalt, und in der Tat, er stützte sich, als vermöge er nicht länger sich aufrecht zu erhalten, auf einen Stuhl.

„Ein Schwindel,“ murmelte er, „ich bin sehr krank.“

„Setzen Sie sich.“

Bellemnt sah sie ihn an, und doch nicht ohne Teilnahme. Ja, er war krank, daran war nicht zu zweifeln, und seine Augen lagen so tief, ihr bangte vor seinem Blick.

Sie blieb vor ihm stehen. „Ich bitte mir zu erklären,“ sagte sie schroff, und dann, als käme ihr ein anderer Gedanke, wandte sie sich dem Telegraphen zu. „Sie erlauben, daß ich Gerta herbeirufe, um Gräfin Helene von Ihrem Hiersein in Kenntnis zu setzen.“

Er machte eine Bewegung.

„Unterlassen Sie es; Gräfin Helene ist im Salon, im eifrigen Diskurs mit einem Herrn, der mit mir zugleich gekommen war.“

Elsa atmete auf.

Helene hatte Besuch angenommen, und sie wußte also, daß der Vater hier und bei ihr sei; es beruhigte sie merklich.

Sie kam wieder gegen ihn heran.

Er hatte die Augen nicht von ihr gewendet und war jeder Bewegung ihres Körpers gefolgt.

Sein Herz pochte in rasenden Schlägen und schien dann plötzlich zu stocken.

Seit Wochen hatte er sich auf diesen Augenblick vorbereitet, wo er sie wiedersehen würde, wo die Entscheidung fallen sollte über das Schicksal seines Lebens, und jetzt — jeder Nerv zitterte unter dem Aufruhr seiner Gedanken und Gefühle, und sein Wille arbeitete dem nicht entgegen. Er wollte seine Bewegung nicht verbergen, sie sollte sehen, was sie aus ihm gemacht hatte, sie sollte wissen, wie elend er geworden war. Er streckte seine weiße Hand ihr entgegen.

„Komtesse, wollen Sie nicht die Gnade haben sich zu setzen, Sie zwingen mich sonst, mich ebenfalls zu erheben — und dies —“ er erblaßte noch mehr.

Unwillkürlich setzte sie sich auf den Stuhl, der knapp an seiner Seite stand.

„Sie haben eine traurige Zeit verlebt, ich hörte, Ihr älterer Bruder wäre in Nizza zum Tode erkrankt.“

„Er ist gestorben.“

„Das ist traurig.“

Eine kleine Pause erfolgte, dann sagte sie sanft: „Sie haben Ihren Bruder wohl sehr geliebt?“

Er hatte ein trübes, melancholisches Lächeln.

„Ich lernte ihn erst lieben, als es zu spät wahr, nachdem ich gekommen war, den ewigen Abschied von ihm zu nehmen. Vorher waren wir uns fremd geblieben. Ich habe nie in der Familie gelebt, und weder für meinen Vater noch für meine Brüder hat sich etwas wie Zärtlichkeit in meinem Herzen geregt, und nicht einmal ein Gefühl der Anhänglichkeit, der Zusammengehörigkeit war mir erstanden. Nur wenn ich weit zurückdachte, an meine Kinderjahre, dann erinnerte ich mich einer schönen Frau, die mich zuweilen in ihre Arme nahm, es war meine Mutter, ich liebte sie, aber auch das war vergessen und — ich habe erst in jüngster Zeit wieder daran denken müssen.“

„Und doch waren Sie auf die erste Nachricht, daß es mit Ihrem Bruder schlimm stehe, sofort zu ihm geeilt.“

Er wendete sich zum erstenmale von ihr hinweg und seine Augen senkten sich.

„Es war kein so lautes Motiv wie Bruderliebe, das mich

so eilends dahingeführt,“ sagte er leise mit einer felsam verschleierte Stimme.

Eine Pause entstand, dann hob er den Kopf rasch, seine Züge belebten sich und seine Augen gewannen einen schönen, innigen Ausdruck.

„Komtesse, ich war von Nizza hierhergekommen, um Sie um diese Unterredung zu bitten. Hören Sie mich, ich stehe Sie darum an.“

Sie hatte sich erhoben.

„Was können Sie mir zu sagen haben?“

„Den Inhalt meines Lebens.“

„Ich kann Ihre Vertraute nicht sein und will es auch nicht sein.“

„Sie werden mein Richter sein. In diesem Falle ein Richter über Tod und Leben!“

Er sprang empor und mit einer Behendigkeit, deren sie ihn vorhin nicht für fähig gehalten, stellte er sich vor sie hin, ihr den Weg zur Tür wie zum Telegraphen abschneidend.

„So müssen Sie mich hören!“

„Vater Celestin!“ rief sie, als wolle sie ihn zur Besinnung bringen.

„Nennen Sie mich nicht Vater, ich bin es nicht mehr!“

„Sie sind Jesuit.“

„Ich gehöre nicht mehr dem Orden an. Ich habe mit meiner Vergangenheit gebrochen, als ein freier Mann stehe ich vor Ihnen.“

„Sie sind ausgetreten, freiwillig!“

„Freiwillig?! nein! ich hatte keinen freien Willen mehr, dieses Unrechts hatte ich mich begeben. Aber der Ordensgeneral hat alle Macht und er kann unser Gelübde lösen, er kann uns entlassen und wieder aufnehmen, wie es der Vorteil des Ordens heischt. Nun denn, der Vorteil des Ordens heischt — meine Entlassung.“

Es war Celestin gelungen, ihre Aufmerksamkeit zu fesseln und er fuhr fort.

„Das nahe Ende meines Bruders war vorauszusehen; ich war der nächste und legitimste Erbe und damit in den Besitz eines großen fürstlichen Vermögens gekommen, wenn ich nicht, als Professe von drei Gelübden, auch das der Armut abgelegt hätte, das mir persönliches Eigentum versagt. Sobald ich aber dieses Gelübdes entbunden war, trat ich in meine bürgerlichen Rechte ein, und die Erbschaft fiel mir zu. Man sollte mich also freigeben; ich wünschte es und der Orden wünschte das Gleiche. Wir unterhandelten um den Preis meiner Freiheit und sind darüber einig geworden. — Ich bin entlassen, und als Graf Ernesto Giuliano gehöre ich wieder meiner Familie, gehöre mir selbst an.“

„Und Ihr ganzes früheres Leben war nur eine Lüge.“

„Elsa, verurteilen Sie mich nicht, ohne mich gehört zu haben!“

Er hatte ihre Hand ergriffen und mit sanfter und doch so zwingender Gewalt, mit einem stehenden Blick seiner Augen leitete er sie zu einem Sofa und setzte sich neben sie.

(Fortf. folgt.)

Die außerordentliche Reproduktionskraft verschiedener Tiergattungen.

Von Realschullehrer Otto Lehmann.

[Der Punktalamander. — Die Schildkröte. — Die Waldschnecke. — Der Strandtreß. — Der Regenwurm. — Das Wasserschlangelchen. — Die Polypen. — Die Notiferen.]

Eines der merkwürdigsten Naturvermögen, welches wir an allen organischen Körpern wahrnehmen, ist die sogenannte Reproduktions- oder Wiedererzeugungskraft, welche darin besteht, daß sich bei diesen, besonders bei den animalischen Körpern, gewisse verstümmelte oder gänzlich verloren gegangene Teile von selbst wieder ergänzen und ersetzen. In dieser bewundernswürdigen Begabung erblicken wir ohne Zweifel eine der zweckmäßigsten

Einrichtungen der Natur. Denn da nicht bloß die Einrichtungen der vegetabilischen und tierischen Geschöpfe, sondern auch die ihnen drohenden Gefahren höchst vielfach und mannichfaltig sind, so können Verletzungen ihres Körpers unmöglich ausbleiben, und man würde mithin an diesen organischen Körpern unendlich viele Verstümmelungen wahrnehmen, wenn nicht die Natur eben durch jene Reproduktionskraft für die Wiederherstellung jener Bildungen gesorgt hätte. Daß diese Wiedererzeugung durchaus auf dem System der Ernährung und Assimilation beruhe, kann natürlich dem aufmerksamen Beobachter nicht entgehen; und



Edeldame aus dem 16. Jahrhundert. Nach einem Bilde von Fr. Kaulbach.

hieraus sehen wir denn ganz vorzüglich, wie sehr sich die Werke der Natur von denen der Menschenhände unterscheiden. Denn während die geringste Pflanze und das niedrigste Tier jene wunderbare Kraft in sehr hohem Grade besitzen, ist auf der andern Seite die künstlichste und vollkommenste Maschine, sobald nur ein kleines Rädchen oder Federchen in derselben seinen Dienst versagt, außer Stande, sich von selbst wieder herzustellen; diese Eigenschaft ihren Bildungen mitzuteilen, vermögen menschliche Werkmeister nicht.

Bei näherer Vergleichung jedoch ergibt es sich, daß wiewohl kein einziger organischer Körper der Reproduktionskraft gänzlich ermangelt, diese Kraft dennoch bei den auf einer niedrigen Naturstufe stehenden Geschöpfen sich stärker äußert als bei den vollkommeneren Gattungen. So finden wir, daß der Mensch, das vollkommenste Wesen der Natur, sowie die ihm zunächst stehenden Tiere die eingeschränkste Reproduktionskraft besitzen, während wir dieselbe ganz vorzüglich an einigen Amphibien, Insekten, Wärmern und Weichtieren, z. B. an mehreren Eidechsen-gattungen, an den Krebsen, den Schnecken, den Regenwürmern, Seesternen, Armpolypen wahrnehmen; und auch in dieser Anordnung zeigt sich die Natur sehr weise. Denn allerdings stehen demjenigen Geschöpf, das mit den höheren Seelen- und Geisteskräften begabt ist, ganz andere Mittel zu Gebote, um sein Dasein zu schützen und sich vor Verletzung und Verstümmelung zu bewahren.

Betrachten wir nun einige dieser Geschöpfe aus dem Reiche der Tiere, bei denen sich die wiedererzeugende Kraft am stärksten äußert, etwas näher. Einen schlagenden Beweis für bezeichnete Kraft liefert uns z. B. der Punktalamander. Der Körper dieses Thiers, das an Größe die gemeine Eidechse nicht sehr übertrifft, ist oberhalb von hellbrauner, unterhalb aber von rötlicher Farbe und überall mit kleinen runden schwärzlichen Flecken besetzt; der Rücken des Männchens zeigt im Frühjahr einen fortlaufenden zierlich gezackten Kamm. Nehmen wir eines dieser Tiere, welches ein Bein glatt vom Leibe weg verloren hat, und setzen es in ein Wasserbecken, wo wir gewiß sind, daß es nach acht Tagen wiederzufinden, so werden wir nach Verlauf dieser Zeit an der Stelle des abgeschnittenen Gliedes einen Stumpf finden, der sich bereits zu der Form eines Ellbogens verlängert; nach einigen Tagen hat dieser Stumpf bereits eine ausgeprägte Form angenommen, und wir entdecken nun leicht den Arm und Vorderarm, dessen Ende sich schon in die Gestalt einer Pfote ausbreitet, an der wir in kurzer Zeit sich auch die Zehen werden bilden sehen. Endlich nach Verlauf eines Monats, je nachdem das Wetter warm ist, hat unser Salamander sein vollständiges Bein wieder erlangt, das den übrigen, wie ein Ei dem andern, gleicht; Muskeln, Nerven, Adern, Knochen und Ligamente, alles ist vollständig. Wollten wir grausam sein, so könnten wir nun dem Tiere das Bein zum zweitenmale abnehmen, um es in kurzer Zeit ebenso wieder ersetzt zu sehen. Ja zwei, drei und alle vier Beine könnten wir dem Tier abnehmen und es würde darum doch nicht sterben, sondern alle diese Glieder wieder erzeugen. Man sollte glauben, daß hiermit die erzeugende Kraft dieses Thieres aufhörte. Dies ist jedoch keineswegs der Fall. Sogar ein Auge, wenn es ihm ausgerissen, würde auf dieselbe Weise wieder entstehen, und zwar in seiner ganzen ehemaligen Vollkommenheit. Dieser Umstand scheint an das Fabelhafte zu grenzen, und doch ist es nicht das Aeußerste, wozu dieses Tier fähig ist. Nehmen wir z. B. das Gehirn. Bei allen Tieren der höheren Gattung, bei dem Menschen selbst, ist das Gehirn bei weitem der edelste unter allen inneren Theilen, die Wurzel aller Nerven, und überhaupt der ursprüngliche Sitz aller tierischen Sensibilität. Die geringste Verletzung des Gehirns äußert bei den vollkommeneren Tieren die traurigsten Folgen. Sie werden stumpf und dumpf, verfallen in Letargie, Lähmung und endlich in den Tod; allein so ist es keineswegs bei dem Salamander. Man öffne ihm mit einem feinen Instrumente die Hirnschale, nehme ihm das Gehirn heraus, und das Tier wird dessenungeachtet in seinem ursprünglichen Element, dem Wasser, selbst in diesem verstümmelten Zustande noch fortleben.

Ein anderes ungemein reproduktives Tier, wenngleich nicht ganz in so hohem Grade, als der Salamander, ist die Schildkröte. Auch diese ersetzt, obwohl nicht in so kurzer Zeit, ein verlorenes Glied. Besonders ist es die griechische Landschildkröte, welche unter ihresgleichen die größte Reproduktionskraft äußert. Diesem gewöhnlich nur 15 bis 20 Centimeter langen Tiere, dessen hochgewölbtes Rückenschild jedoch, gleich einer Mosaikarbeit, auf das kunstvollste gezeichnet, und welches in Griechenland, Dalmatien, im südlichen Frankreich, Sardinien und Frankreich heimisch ist, wurde unlängst von einem französischen Naturforscher die Hirnschale geöffnet und ihres Inhalts entleert. Nach dieser Verstümmelung, die freilich sehr grausam ist, lebte das Tier noch sechs Monate lang in dem Garten des Besitzers, wo es erst durch den Winterfrost getötet wurde.

Allein wir brauchen die Beispiele für diese außerordentliche Eigenschaft nicht erst in weitentlegenen Ländern zu suchen. Jeder von uns kennt die kleine Waldschnecke, welche in ganz Deutschland auf Bäumen, in Gebüsch und Hecken, an Wänden und andern Orten sich aufhält und durch Aufzehrung des Laubes häufig sehr schädlich wird. So klein und schwach dieses Tierchen erscheint, eine so bewundernswürdige Reproduktionskraft besitzt es. Fassen wir es in dem Augenblick, wo es, ohne einen Feind zu vermuten, langsam, mit ausgestreckten Fühlhörnern vorwärts schreitet und schneiden ihm mit einem scharfen Messer den Kopf ab; augenblicklich wird sich das Tier vor Schmerz und Angst in sein Haus zurückziehen und es wird eine geiferartige klebrige Feuchtigkeit in ziemlicher Masse hervorspringen. Diese Feuchtigkeit vertrocknet sehr bald an der Luft und verklebt auf diese Weise den untern Rand der Schnecken- oder Schneckenschale dergestalt, daß diese fest auf der Stelle haftet, wo man sie hingestellt hat. Bringt man nun das Tierchen in diesem Zustande an einen Ort, der vor den widrigen Einflüssen der Luft und der Witterung, sowie vor den vertrocknenden Sonnenstrahlen geschützt ist, so wird es hier in einem völlig unbeweglichen Zustande etwa 14 oder 20 Tage hindurch verharren, so daß man glauben sollte, es sei tot; allein was während dieser Zeit unter der so verklebten Schnecken- oder Schneckenschale vorgeht, könnte man in Wahrheit ein Mysterium der Natur nennen. Was unglaublich erscheint, das finden wir hier durch die Wirklichkeit bestätigt, denn sowie die oben genannte Zeit verstrichen ist, fängt sich nach und nach und anfänglich ganz unmerklich das Schneckenhaus an zu heben und zu bewegen. Eine Feuchtigkeit dringt allmählich darunter hervor und befreit nach und nach das Gehäuse von jener klebrigen und verhärteten Masse. Jetzt löst das darunter verborgene Tier sein Haus völlig von dem Boden ab, und man sieht es alsbald, mit neuen vier Fühlhörnern und mit einem ganz neuen durchaus vollständigen Kopfe versehen hervordringen, an welchem der naturkundige Beobachter auch nicht das kleinste wesentliche Merkmal vermissen wird.

Versezen wir uns nun an die sandreichen Gestade des Meeres, um ein neues Tier kennen zu lernen, dem die Natur auf ähnliche Weise die Wiedererzeugungsfähigkeit seiner verlorenen Gliedmaßen verliehen hat. Hier sehen wir eine Auster auf dem Sande liegen; sie öffnet die beiden Flügel ihrer Schale, um die angenehme Sonnenwärme auf sich wirken zu lassen. Dies bemerkt einer ihrer vorzüglichsten Feinde, der Strandkrebbs oder die Strandkrabbe. In dem Augenblicke, wo er sich der Auster bemächtigen will, klappt diese ihre Schale zu und der Krebs muß froh sein, daß er nicht eine seiner Schereen dazwischen gelassen hat. Nach einiger Zeit öffnet die Auster ihre Schale wieder und der Krebs nähert sich ihr aufs neue. Allein während dieser Zeit kommt ein zweiter Krebs hervor, der die Auster gleichfalls bemerkt hat, sich als Nebenbuhler des ersten aufwirft, und es kämpfen nun beide um die gemeinschaftliche Beute. Bei diesem Kampfe büßt einer der beiden Krebse die Hälfte einer Schere ein. Sogleich zieht sich der verwundete Krebs in das Wasser zurück, und das konvulsive Baden seines ganzen Körpers beweist, wie sehr ihn die Wunde schmerzt. Es ist gewiß, daß der Krebs, dessen empfindlichster Teil die Schereen mit sind, an dieser Wunde sterben müßte, wenn er sich nicht

auf irgend eine Art davon zu heilen suchte, und hiezu eben hat ihm die Natur die Mittel und den Trieb verliehen. Der Krebs fängt nämlich an, sein verwundetes Glied zuerst ganz langsam zu bewegen. Die Bewegung wird nach und nach immer geschwinder, bis endlich die verletzte Scheere sich vom Körper ablöst. Von diesem Augenblick an hat der Krebs nichts mehr zu fürchten, denn von nun an äußert sich bei ihm die allen Krustaceen eigentümliche Reproduktionskraft, und es bildet sich eine neue Scheere, die aber erst nach langer Zeit die Größe der ersten erreicht. Dies fällt bei diesen Krebsen so oft vor, daß nur selten einer gefangen wird, bei dem beide Scheeren von völlig gleicher Größe sind.

Noch auffallender fast ist die Reproduktionskraft bei dem gemeinen Regenwurm. Wenn nämlich die Leute ihre Gartenbeete umgraben, so glauben sie die heraufgeworfenen Regenwürmer dadurch zu töten, daß sie dieselben mit dem Spaten in zwei Stücke zerstoßen. Damit verdoppeln sie aber nur ihre Existenz, weil nämlich nach den vielfachen Versuchen des berühmten Naturforschers Spallanzani sich aus diesen beiden Stücken zwei ganz vollkommene Würmer bilden, wovon jeder mit Kopf und Schwanz versehen ist. Bei einer andern Wurmart, dem sogenannten Wasserschlängelchen, ist die Reproduktionskraft noch bewundernswürdiger; während nämlich ein solcher Wurm am hintern Teil seines Leibes Junge hervortreibt, kann man ihm den Kopf abschneiden; dieser wächst nicht nur wieder, sondern die Entwicklung der Jungen geht auch ungehindert von statten. Einen ganz besonderen Artikel in der Geschichte der tierischen Reproduktion nimmt die natürliche und künstliche Vermehrung der Polypen ein. Schon die natürliche Fortpflanzung der Armpolypen ist höchst merkwürdig. Diese geschieht nämlich ganz auf dieselbe Weise wie bei den Pflanzen, durch Ableger, so daß die jungen Polypen, wie die Zweige eines Baumes, aus dem Körper des Alten hervorstechen. Es zeigt sich nämlich an der Seite des Körpers ein sehr feiner Punkt, der wie ein Pflanzenauge gestaltet ist. Dies ist der junge Polyp nach seiner Geburt, er wächst fort und dehnt sich aus an dem Stamm der Mutter und reißt sich von diesem erst los, wenn er selbst schon wieder Junge getrieben hat. Noch merkwürdiger als diese natürliche Fortpflanzung ist die künstliche Vermehrung dieser seltsamen Pflanzentiere. Wenn man nämlich den Polypen in Stücke zerteilt, so wird man in kurzem ebenso viele vollständige Polypen haben, als es vorher Teile waren. Auf dieselbe Weise kann man dieses Tiergewächs von oben nach unten zwei-, drei-, vier- und mehreremal spalten, worauf sich alle diese Aeste zu vollkommenen Polypen ausbilden, und wenn man die Teile nicht gänzlich getrennt hat, unten wie an einer gemeinsamen Wurzel zusammenhängen. Auf diese Weise läßt sich ein einziger Polyp bis ins Unendliche vervielfältigen, da jeder, auch der kleinste, abgeschnittene Teil wieder zu einem Ganzen wird. Einige Naturforscher gingen noch weiter. Sie schnitten den Kopf des Polypen ab und setzten ihn wieder auf den Rumpf, worauf er von neuem anwuchs. Ja, es gelang sogar der Versuch, zwei Polypen völlig so ineinander zu pflöpfen, wie es der Gärtner mit den Baumzweigen tut, um sie auf diese Weise zu vereinigen. Andere brachten es sogar mit vieler Mühe dahin, einen Polypen nach Art eines Handschuhes umzulehren, worauf derselbe sich anfangs zwar in die vorige Lage zurückversetzen strebte, als ihm dies aber nicht gelang, so fuhr er in dem umgewandten Zustande, ebenso wie früher, fort zu leben und seine Nahrung zu verschlingen. Nach anderweitigen Beobachtungen sah man einen großen und einen kleinen Polypen, die sich ihre Beute, welche aus einem kleinen Würm bestand, streitig machten. Jeder Polyp hatte den Wurm bei einem Ende gefaßt und indem jeder von seinem Stück zehrte, näherten sie

sich beide einander. Jetzt nun, da der kleine Polyp seinen Raub nicht fahren lassen wollte, wurde er sammt dem Wurm von dem größeren Polypen verschlungen. Weit entfernt jedoch, daß er dadurch aufgehört hätte zu leben, zerriß er vielmehr den Magen des großen Polypen und ging ganz unverletzt daraus hervor. Solcher mühsamen und künstlichen Versuche haben die Naturforscher unzählige mit diesen seltsamen Geschöpfen angestellt, die wahrhaft staunenerregend sind.

Schließlich müssen wir noch, um unsern Gegenstand zu vervollständigen, die sogenannten Rotiferen erwähnen, die gleichfalls zum Molluskengeschlecht gehören. Der Körper dieser Tiere ist oval geformt und gallertartig. Man unterscheidet daran ein Maul, einen Magen, Eingeweide und einen After. Das Tier endigt sich in einem aus vielen ineinander gefügten Gliedern bestehenden Schwanz, der zuletzt in zwei Fasern ausläuft; am Vordertheil des Körpers befindet sich ein ganz eigentümliches lappenförmiges Organ mit gezähnten Rädern, das in einer fortwährenden Schwingung und Drehung begriffen ist. Auch bemerkt man am Halse zwei Erhöhungen, in deren Mitte ein farbiger Punkt sich befindet, den man nicht mit Unrecht für das Auge hält. Sobald man diese sonderbaren Tiere aus dem Wasser nimmt und auf ein Stück Schreibpapier legt, so sieht man sie in dem Maße, wie die Fruchtigkeit ausdünstet, sterben, da sie in keinem andern Elemente ihr Dasein zu fristen vermögen. Nach und nach vertrocknet ihr Körper ganz, entstellt sich und gleicht zuletzt einem kleinen Stückchen dürrn Holzes, an dem kein Zeichen des Lebens mehr zu erkennen ist. In diesem Zustande, wenn man das Papier zusammenfaltet, kann man es Wochen, Monate, ja sogar mehrere Jahre hindurch aufbewahren, und man wird bei endlicher Wiedereröffnung diese Tierchen noch immer in demselben verdorrenen Zustande finden, wie früher. Nur mit der größten Vorsicht darf man sie anrühren, weil sie sonst augenblicklich in Staub zerfallen würden. Allein demungeachtet kommt es nur auf uns an, sie sogleich wieder ins Leben zurückzurufen. Denn wenn man sie nur einen Augenblick dem Dampf von warmem Wasser aussetzt, so fangen sie in dem Maße, wie dieser Dampf sie durchdringt, an, zu erweichen und wie kleine Schwämme aufzuschwellen. Dieser Belebungsprozeß steigert sich noch, wenn man sie in das Wasser tut, wo sie bald ihre ursprüngliche Gestalt wieder erlangen. Nicht lange währt es, so kam man ihren ovalen Leib, gegliederten Schwanz und das lappenartige Vordertheil unterscheiden. Eine Minute später fängt der Schwanz an, sich zu bewegen und sich in Zwischenräumen zu verlängern und zu verkürzen. Die kleinen gezähnten Rädchen des Vordertheiles drehen sich wieder und das kleine Tierchen erwacht aus seiner langen Erstarrung. Es bewegt sich, schwimmt anfangs langsam, dann lebhafter und erreicht zuletzt wieder seine ganze vorige Lebenskraft, wird aber auch sogleich wieder in den Zustand der Erstarrung zurückversetzt, sobald man das obige Verfahren mit ihm erneuert. Ehrenberg hat solche Rädertierchen im luftleeren Raume unter Anwendung von Chlorkalk und Schwefelsäure wochenlang ausgetrocknet, sie dann einer Hitze von 120 Grad ausgesetzt, und dennoch waren sie nur scheinbar todt und gelangten unter geeigneten Umständen wieder zum Leben. Fontana belebte durch Zugießung eines einzigen Wassertropfens ein Rädertierchen, welches $2\frac{1}{2}$ Jahre lang getrocknet war. Ja, Baker behauptete sogar, im Jahre 1771 ein sogenanntes Kleinstädchen (Vibrio) wieder belebt zu haben, welches 27 Jahre unbeweglich und ausgetrocknet aufbewahrt worden war. Eine größere Reproduktionskraft, als diese Tierchen besitzen, findet man also wohl in der ganzen tierischen Schöpfung nicht wieder. Denn dieser Belebungsprozeß ist im wahren Sinne des Wortes eine Auferstehung von dem Tode zu nennen.

Aus dem Sklavenlande.

Von Spiridion Gopcevic.

(Schluß.)

Hinter dem Hügel erhob sich auf einer niederen Anhöhe der „Palast“ Seiner Majestät, eine Schilfhütte, deren Baumeister sehr auf Lustigkeit gehalten haben mußte. Vor ihr war ein Signalmast errichtet, auf welchem ein alter — Zylinderhut hing. Dieser moderne Geflügelhut war die Drifflamme des Reichs, der sich die Großen (und Kleinen) nur mit gebührender Ehrfurcht naheten.

Zur Steuer der Wahrheit sei jedoch erwähnt, daß sich der Schilfpalast des Königs Langori sehr vor den Hütten seiner Untertanen auszeichnete. Einmal war er hoch genug, um den Eintritt stehenden Fußes zu erlauben. (Bei den andern Hütten mußte man sich nämlich auf den Bauch legen, wenn man in das Innere kriechen wollte.) Ferner hatte er verschiedene runde Löcher, welche als Fenster dienten, ein Luzus, den sich Langori's Untertanen nicht erlauben durften. Endlich war er groß genug, um eine Abtheilung in zwei Gemächer zu gestatten. Das erste diente als Tronsaal, Audienzsaal, Speisesaal und Schweinestall, das zweite war Schlafzimmer, Voudoir, Arbeitszimmer und Küche.

Die Einrichtung des ersten Gemaches entsprach seiner Bestimmung. Als Tron diente eine zerrissene, fettige, höchst unappetitliche Matratze, welche die Mitte einnahm. Offenbar für die Audienz Nehmenden waren einige um den „Tron“ gruppierte Matten bestimmt. Eine Anzahl Schüsseln, Krüge und dergleichen in der einen Ecke wiesen auf den Speisesaal, ein niedriges Schweinchen in der andern auf den Saustall hin.

Dr. Ramini war schon sehr heiter gestimmt, als er den Palast betrat. Nur mit Mühe konnte er jedoch einen lauten Ausbruch seiner Heiterkeit unterdrücken, als sich Seine Majestät hereinwälzte.

Bekanntlich wählen die Negerstämme vom Aequator bis zum Oranje-Fluß den Fettesten und Schwersten zum König. Auch Langori I. war infolge seiner gerechten Ansprüche auf den Tron — er wog nämlich mindestens 200 Kilo! — zum König ernannt worden.

Wenn er aufrecht stand, sah man nur eine riesige eisförmige Walze vor sich, auf deren Gipfel eine kleine Kugel — der Kopf — saß. Rechts und links hingen zwei kurze, ungeschlachte Fleischklumpen herab — die Arme — während der ganze Eibecker auf zwei kleinen, ebenso langen als breiten Walzen ruhte.

„Eine Ehrengewürdigkeit, ein Naturspiel!“ flüsterte der Bootsmann dem Doktor zu, als er dies sah; „dem König wachsen die Waden aus dem Sitzfleisch heraus!“

Seine Majestät war natürlich im Krönungsornate. Eine rote, gesteppte Bettdecke, aus deren zahlreichen Löchern die Wolle heraus sah, umfloß als Krönungsmantel Langori's zarte Glieder. Eine blau-weiß gestreifte Schwimmhose, deren Nähte an verschiedenen Stellen aufgesprengt waren, stach von der schwarzen Brust trefflich ab. Strohphantoffeln, wie sie in Bädern gebräuchlich sind, bildeten die königliche Fußbekleidung. Als Krone figurirte ein Zylinder ohne Deckel, dessen oberer Rand zackenförmig ausgeschnitten war, um die täuschende Aehnlichkeit mit einer wirklichen Krone noch mehr zu erhöhen. Die fettige abgegriffene Krämpe war jedoch geblieben, um das Aufsetzen und Abnehmen der Krone zu erleichtern, — eine praktische Neuerung, welche Nachahmung verdiente. Als Szepter diente ein — Stiefelzieher!

„Ich möchte doch wissen, welcher Spaßvogel von Schiffskapitän den armen König zu einem solchen Taschingsnarren herausgepuzt hat,“ flüsterte Dr. Ramini lachend seinen Gefährten zu. „Kann ich den nötigen Ernst bewahren. Der Anstand und die Würde, mit welcher König Langori seinen Stiefelzieher handhabt, ist zu drollig.“

Auch die Matrosen fanden dies, denn sie brachen in ein schallendes Gelächter aus. Verdutzt blickte sie Langori an.

Mit seltener Geistesgegenwart sagte der Doktor schnell zu seinem Dolmetsch:

„Versichere den König, daß bei uns eine solche Lachsalbe Zeichen der ehrerbietigsten Begrüßung ist.“

Diese Versicherung beruhigte auch vollständig den schwarzen Souverän. Würdevoll ließ er sich auf den Tron, d. h. die Matratze, nieder und gab seinem Generaladjutanten den Befehl, ihm — das Ungeziefer abzulesen.

Dann überraschte er seine Gäste mit einigen spanischen Worten.

Glücklicherweise verstand Dr. Ramini etwas spanisch und so ersparte er die langwierige Vermittlung zweier Dolmetscher.

„Welche Geschenke bringt ihr mir mit?“ war des Königs erste Frage.

Man hatte auf solche vergessen. Als gewandter Diplomat erwiderte jedoch der Doktor, daß man sich erst nach dem Wunsche und dem Geschmache Seiner Majestät habe erkundigen wollen.

„Am liebsten sind mir Schießwaffen, Munition und Schnaps,“ versetzte der König mit rührender Offenherzigkeit.

„Ich werde deine Wünsche dem Kapitän mitteilen. Jetzt erlaube mir eine Frage. Kannst du mir sagen, woher dieser Neger stammt? Tituki sprich in deiner Sprache.“

Tituki gehorchte.

„Er stammt aus dem Reiche meines Nachbarn, des Königs Nambari...“

„Nambari, mein König!“ rief Tituki entzückt.

„Die Sache scheint richtig zu sein,“ dachte sich der Doktor. Dann fuhr er laut fort: „Tituki wurde nebst 360 Genossen von einem brasilianischen Sklavenhändler eingeschifft. Wir haben jedoch sein Schiff in den Grund gehohlet und 91 Sklaven befreit. Sie befinden sich auf unserm Schiffe und sollen in ihre Heimat zurücktransportirt werden. Nachdem nun Nambari's Reich an das deinige anstößt, könntest du deine Brüder leicht dorthin schaffen.“

Langori hatte mit Aufmerksamkeit zugehört. In seinen Zügen malte sich etwas, was einen aufmerksamen Beobachter hätte argwöhnisch machen können. Dr. Ramini jedoch über sah den Eindruck, welchen seine Worte auf den König machten.

„Recht gerne will ich mich dieser Mühe unterziehen,“ versetzte endlich Langori. „Schiffe nur die Sklaven aus.“

„Das soll noch heute geschehen.“

„Wollt Ihr mit uns in keinen Tauschhandel eingehen?“ fuhr der König fort. „Könnt ihr nichts aus meinem Lande brauchen?“

„Was habt Ihr denn?“

„Goldstaub, Elfenbein, Straußfedern, Gummi.“

„Das sind schon Dinge, welche wir mitnehmen könnten, wenn ihr nicht zu teure Preise macht.“

„Nun, wenn du mit den Sklaven und den Geschenken kommst, werden wir hoffentlich handeleins werden.“

Damit war die Audienz zu Ende.

Rajstovic war von dem Resultat derselben sehr befriedigt. Er wurde die Neger los und hatte Aussicht, wertvolle Waaren gegen Tand einzutauschen.

Nachmittags fuhr abermals die Schaluppe an das Land. Die Eskorte war um zwei Matrosen vermindert worden, und da auch Tituki schon vorher bei Langori zurückgeblieben war, befanden sich bloß 14 Personen im Boote. Anstatt dessen war der freie Raum in demselben mit den Geschenken ausgefüllt.

Diese bestanden aus folgenden Gegenständen: Ein Fäßchen Schnaps mit Spiritus gemischt; zwei Schaufeln; zwei Spaten; einige Pfund Tabak; drei lange Schnüre falscher Korallen; ein Duzend Schnüre Glasperlen; einige Ellen roten Kattun; ein schäbiges Parapluie; eine gelbe, gesteppte Bettdecke zum Ersatz des schon sehr defekten Krönungsmantels; eine tombakene Taschenuhr von der Größe der nürnberg'schen Eier; drei Taschenspiegel;

vier Glasbecher und — last not least — als Ersatz für den schätzbaren Tron des Königs — ein ausgemusterter Nachstuhl.

Es war Dr. Namini, welcher um jeden Preis die bizarre Ausrüstung Langori's durch dieses feltame Möbelstück bereichern wollte.

Während der Audienz sollten die befreiten Sklaven ausgeschifft werden.

Diesmal empfing König Langori seine Gäste in einem anderen Kostüm. Krone und Szepter schmückten ihn zwar noch immer, auch die Strohphantoffel; dagegen hatte er Schwimmhose und Bettdecke durch einen schon stark defekten — Kellnertrick ersetzt. Als der Doktor ihn sah, bedauerte er daher lebhaft, nicht auch ein Hemd unter die Geschenke aufgenommen zu haben, um das Unanständige der königlichen Kleidung zu mildern.

Diesmal war auch die königliche Familie anwesend. Sie bestand aus drei Weibern und zwei Kindern. Erstere waren so häßlich, daß Paris in Verlegenheit gekommen wäre, welcher er seinen Apfel der Häßlichkeit hätte geben sollen. Sie waren durchgehends leicht gekleidet, wie sich dies unter dem Äquator wohl begreifen und entschuldigen läßt. Die eine trug eine Jacke, welche so eng war, daß zwischen den beiden Flügeln derselben ein Raum von anderthalb Spannen unbedeckt blieb. Da sie jedoch üppig gebaut war, schien sie über diese Knappheit des Stoffes nicht trostlos zu sein. Sie ergab sich wenigstens mit Seelenruhe in ihr Geschick.

Die zweite besaß einzig und allein eine Frauenschürze als Kleidung. Sonderbarerweise hing sie nicht vorne sondern rückwärts. Bei den Negerinnen ist nämlich die Rehrseite allein „partie honteuse“.

Die dritte und jüngste Gattin endlich trug ein kolettes Schlafhäubchen und — sonst nichts!

Die Kinder waren ganz so gekleidet — aber ohne Schlafhaube.

„Erhabene Majestät!“ sprach der Doktor den König an, indem er die Geschenke austrugte. „Hier ist vor allem ein neuer, deiner würdigerer Tron, als diese Matraze. Beliebe darauf Platz zu nehmen.“

Verdutzt sah der König den kleinen Nachstuhl an. Endlich ließ er sich auf denselben nieder.

Aber Dr. Namini hatte vergessen, daß Langori 200 Kilowog . . . Ein Krach und der König wälzte sich auf den Trümmern seines Trones.

Ein böses Omen!

Während sich der König mit Hilfe seiner Flügeladjutanten wieder erhob, machte sich eine der Frauen die Gelegenheit zu Ruze und stahl das Sitzbrett des ominösen „Trones“. Mit Scharfsinn verwendete sie es als Halskrause, indem sie ihren Kopf durchsteckte.

Schon wollte sie sich triumphierend entfernen, als König Langori ihrer ansichtig wurde. Ein Fußtritt und die Arme slog heulend in eine Ecke, während reichliche Tränen die Halskrause benetzten.

Um des Königs Zorn zu befänstigen, beeilte sich Dr. Namini, das Schnapsfäßchen zu präsentieren.

Langori roch vorsichtig daran, dann leuchteten seine Augen in Wonne und Seligkeit. Er setzte das Spundloch an die Lippen und trank . . . trank . . . trank so lange, bis kein Tropfen mehr in dem Fäßchen war.

„Na, der kann eine gehörige Portion vertragen!“ brummte bewundernd einer der Matrosen, welcher im Rufe stand, ein großer Säufer zu sein.

Rattum, Bettdecke und Tabak fanden ebenfalls Gnade vor Langori's Augen; das Parapluie sogar Bewunderung. Dagegen nahm er die Tombakuhr mit Geringschätzung in die Hand, roch daran, klopfte sie heftig auf einen Stein und warf sie dann seinen Kindern zu, welche sich jubelnd darum balgten. Schaufeln und Spaten schenkte er seinem Ackerbauminister, alles andere schob er verächtlich seinen Frauen zu, welche mit großem Geschrei darum zu raufen begannen.

Endlich fuhr er den Doktor an:

„Ist das alles, was Ihr mir bringt? Wo sind Waffen und Munition? Wie könnt Ihr es wagen, einem König, wie Langori, solche erbärmliche Geschenke zu bieten?“

„Oho, da müßt Ihr ja schrecklich verwöhnt sein?“ rief der Arzt überrascht. „Was wir dir gebracht, ist ebenso wertvoll als nützlich.“

Bei diesen Worten ließ er seinen Blick auf die neue Halskrause der Königin schweifen.

„Waffen und Munition werden wir nur als Tauschobjekte gegen Goldstaub, Elfenbein und Straußfedern hergeben. Zeige uns erst, was du besitzt!“

„Zaraibo, führe die Fremdlinge in unsere Schatzkammer,“ befahl Langori seinem Obersthoftmeister.

„Bin neugierig, was das für Schätze sein werden,“ lachte der Bootsmann; „nachdem die Kronjuwelen in einem Stiefelzieher und einem defekten Zylinder bestehen, mache ich mir von den Schätzen keine hohe Meinung.“

Von Zaraibo geführt, schlugen die Seefleute den Weg nach dem erwähnten Hügel ein, welcher zwischen der Bai und dem Dorfe lag. Vor einer in die Erde gesetzten Türe standen vier mit langen Speeren und Schiffskuttlassen bewaffnete Negerwache. Zaraibo öffnete die Türe und ließ die Seefleute eintreten. Wie staunten diese, als sie sich in einer geräumigen Höhle befanden, welche mit Gummi, Straußfedern, Elfenbein und einigen Kistchen Goldstaub gefüllt war.

„Teufel, da ließe sich ein Geschäft machen,“ meinte der Bootsmann überrascht. „Ich möchte doch wissen, ob der König den Wert dieser Dinge kennt.“

„Das werden wir ja sehen! Auf Grund dieser Schätze läßt sich schon mit Langori unterhandeln.“

Dies sagend, trat Namini mit seinen Gefährten den Rückweg an.

Plötzlich lief ihnen Tituti entgegen und warf sich auf die Knie, rufend:

„Herr, rette uns, wir sollen wieder verkauft werden!“

Mit Hilfe Neptun's erfuhr denn der hierüber erstaunte Doktor folgendes:

Langori war es, welcher seinen Nachbar Nambari mit Krieg überzogen und ihm 360 Gefangene abgenommen hatte, die er dem brasilianischen Sklavenhändler verkaufte. Erst nachträglich erfuhr Tituti, daß er sich in Langori's Reiche befinde. Er verlangte sofort vom Könige, man möge sie alle wieder auf das Schiff zurückbringen. Statt dessen befahl Langori seinen Leuten, sie sollten die Neger fesseln und in das nächste Dorf schaffen.

So geschah es auch und nur Tituti allein gelang es, zu entspringen.

„Wenn Ihr uns nicht nochmals befreit,“ rief Tituti am Schlusse seiner Erzählung, „so werden meine Brüder wieder als Sklaven verkauft werden.“

„Da sei Gott davor!“ rief Dr. Namini entrüstet. „Eher schießen wir das ganze Nest zusammen.“

Die Gesellschaft betrat wieder den Audienzsaal, schob das auf der Türschwelle schlummernde Ferkel beiseite und nahm auf den Matten Platz.

„Wie hat euch mein Schatz gefallen?“ frug Langori, indem er heimlich dem Neger Tituti einen gehässigen Blick zuschleuderte.

„Sehr gut. Bevor wir aber weitersprechen sage uns, weshalb du mit Sklaven handelst und warum du Tituti's Freunde gefangen genommen hast?“

„Was kümmert das euch?“

„Sehr viel! Wir haben dir Tituti und seine Landsleute nicht geschenkt, sondern bloß zur Heimbeförderung anvertraut. Nachdem es sich jetzt herausgestellt, daß du selbst derjenige bist, welcher sie verkauft hat, können wir uns auf deine Ehrlichkeit nicht mehr verlassen. Du wirst uns also die 90 Neger wieder zurückstellen.“

„Sei vernünftig, Freund; laß mir die Sklaven, ich will euch Elfenbein und Gold dafür geben.“

„Wir sind keine Sklavenhändler. Entweder du lieferst die Neger gutwillig aus, oder wir schießen dein Dorf zusammen!“

Als Langori solchen Ernst sah, änderte er seine Haltung. „Nimm die Neger; ihretwegen wollen wir uns nicht verfeinden. Schließen wir lieber einen Tauschvertrag ab. Was gebt ihr mir für meine Elefantenzähne und den Goldstaub?“

„Ich weiß ja nicht, wie viel Zähne ihr habt und wie schwer euer Goldstaub. Wenn du mir dies angibst, will ich mit dem Kapitän darüber sprechen.“

„So sieh dir nochmals die Schätze an und zähle die Zähne.“

Arglos begab sich Dr. Ramini mit seinen sieben Gefährten in die Schatzkammer. Kaum waren sie jedoch in der Höhle, als plötzlich Zarabo hinauslief und die Türe zuschlug.

Im ersten Momente standen die Seelente ganz bestürzt da. Dann, nachdem sie sich von ihrer ersten Ueberraschung erholt, stürzten sie auf den Eingang los.

Die Türe, aus dickem Holze verfertigt und kunstgerecht eingefügt, war von außen mit vier starken Querbalken geschlossen worden. Alle Anstrengungen der Gefangenen, sie einzuschlagen, blieben vergeblich. Sie feuerten ihre Gewehre ab und sahen dann durch die in die Türe geschossenen Löcher. Von den vier Wachen war zufällig eine getroffen worden und die anderen rannten spornstreichs querfeldein.

Die Seelente hatten also keinen Feind draußen, der sie belagerte. Das war schon etwas. Aber wie sollten sie loskommen? Während sie so berieten, vernahmen sie heftigen Kanonendonner.

„Verrätherei!“ riefen sie sich zu. „Die Wilden haben auch das Schiff angegriffen! Es befinden sich nur 16 Mann an Bord, von denen noch überdies 5 verwundet sind. Zudem ist die Schaluppe mit ihren 7 Mann am Strande schutzlos dem heimtückischen Angriffe der Wilden preisgegeben!“

Der Kanonendonner währte fort. Er bewies wenigstens, daß es den Wilden noch nicht gelungen war, Herren des Schiffes zu werden.

Eine peinliche Viertelstunde verging. Der Kanonendonner verstummte. Hatten die Neger den „Ernogorac“ erstürmt? Die Seelente sollten darüber nicht lange im Ungewissen bleiben. Einige Flintenjablen ertönten in nächster Nähe. Durch die Schußlöcher blickend, gewahrte Ramini mehrere Neger, welche, von einigen Matrosen gefolgt, das Weite suchten. Der Hochbootsmann befand sich unter den Verfolgern.

Die Gefangenen feuerten ihre Flinten ab; der Widerhall brach sich an den Wänden der Höhle. Der Hochbootsmann vernahm die Salve und blieb stehen.

„He, alter Knabe, öffne uns die Türe unseres Kerkers!“ schrie ihm Dr. Ramini zu.

Der Angerufene eilte mit einem anderen Matrosen herbei und befreite seine Gefährten.

„Ist das Schiff gerettet?“ waren des Arztes ersten Worte.

„Der Angriff ist glänzend abgeschlagen, doch davon später. Einweilen laßt uns die Flüchtlinge verfolgen.“

Als sie endlich erschöpft zur Bai zurückkehrten, konnte der Hochbootsmann dem neugierigen Doktor den Hergang des Angriffes schildern.

Der Untersteuermann und seine sechs Matrosen saßen eben in der auf den Strand gezogenen Schaluppe, als von allen Seiten die Neger mit geschwungenen Lanzen herbeistürzten und sich unter gellendem Geschrei auf die Schaluppe warfen. Andere eilten in die Kanoes und hielten auf das Schiff los, um es zu entern.

Der Untersteuermann, nicht faul, löste sofort die Drehbasse gegen das schwarze Gefindel und streckte durch einen Kartätschenschuß etwa 4 bis 5 Mann nieder. Unmittelbar darauf gaben

die Matrosen Feuer und töteten weitere drei Neger. Durch die Schüsse allarmirt, ließ Rajstovic die Karronaden auf die herangleitenden Rähne richten, von denen er mit der ersten Salve drei in den Grund bohrte. Den andern verging die Lust, und nachdem eine zweite Salve noch vier Kanoes zum Sinken gebracht, wandten sich alle zur Flucht.

Unterdessen hatte der Untersteuermann seine Drehbasse wieder geladen und abermals gegen die Neger abgefeuert. Auch seine Matrosen schossen ohne Unterlaß. Infolgedessen ergriffen alle Wilden das Hasenpanier.

Rajstovic sandte jetzt den Hochbootsmann mit sechs Matrosen im Langboot an das Land, um dem Untersteuermann in der Verfolgung und etwa nötig werdenden Befreiung der Gefandtschaft beizustehen.

Nachdem drei Matrosen bei den Booten als Wache zurückgeblieben, machten die übrigen elf Seelente einen Angriff auf das Dorf. Nach kurzem Scharmüzel wurde es erstürmt und verbrannt, die Sklaven größtenteils befreit und Langori nebst zwei Adjutanten gefangen genommen.

Von den Seelenten war kein einziger gefallen, dagegen vier durch Speerstiche, Pfeile oder Keulenhiebe verwundet worden.

Als Sieger bemächtigte sich Rajstovic der feindlichen Schatzkammer, deren auf 50000 Gulden geschätzter Inhalt auf das Schiff wanderte.

Von den Sklaven fehlten noch sechs. Rajstovic sandte daher einen der gefangenen Adjutanten Langori's zu den gestohlenen Feinden und ließ ihnen sagen, gegen Auslieferung der sechs Sklaven werde er den König und seine Adjutanten freigeben.

Nach einigen Stunden kehrten die fraglichen sechs Sklaven zurück und brachten die Botschaft, daß man auf König Langori gerne verzichte. Er sei ein Tyrann gewesen, habe stets zwecklose Kriege über das Dorf heraufbeschworen und seine Brüder als Sklaven verkauft. Man habe an seiner Statt einen Andern zum König gewählt, welcher ebenso dick sei und wahrscheinlich sogar um einige Pfund mehr wiege. Den zweiten Adjutanten möge man jedoch freilassen.

Dies tat auch Rajstovic und ebenso schenkte er dem König die Freiheit, obwohl er verdient hätte, gehängt zu werden. Wie jedoch der Kapitän scherzend meinte, war keine Raa seines Schiffes stark genug, den Kolosz zu tragen.

Aber Rajstovic hatte dem König damit einen schlechten Dienst erwiesen. Im Kampfe hatte Langori seine Zylinder-Krone, das Stiefelzieher-Szepter, den Bettdecken-Krönungsmantel und die königlichen Wadenschuhe verloren. Bloß der zerrissene schabige Brack war ihm geblieben und der vermochte natürlich seine Blößen nicht zu bedecken. Es schien aber, als sei mit den königlichen Attributen auch der königliche Nimbus geschwunden. Denn kaum hatte Langori seinen Fuß ans Land gesetzt, als ihn seine Untertanen mit einem gräßlichen Geseule empfingen. Der dicke Gegenkönig erschien, gab einige Befehle und die Neger schlugen sofort ihren bisherigen König mit Keulen tot.

Der „Ernogorac“ blieb noch zwei Tage in der Bai, um seine Schäden zu repariren. Bevor er absegelte, ließ auch der „Rattler“ ein und warf neben ihm Anker.

Nachdem Rajstovic Bericht erstattet, erbot sich der englische Kapitän, die befreiten Neger auf seiner Sloop nach Liberia oder Sierra Leona zu schaffen, womit diese sich auch einverstanden erklärten.

Der Erlös der erbeuteten „Schatzkammer“ wurde vom Ahdeder teils zu Preisgeldern für die Mannschaft, teils zu Entschädigungssummen für die Familien der Gefallenen verwendet.

Ein deutsches Städtebild.

(Siehe Illustrationen Seite 550 und 551.)

Unter den vielen an dem deutschen Uferlande der Ostsee belegenen Städten, in denen fast überall ein kräftiges merkantiles und gewerbliches Leben pulst, nimmt Lübeck, das Haupt der alten Hanse, eine hervorragende Stellung ein. Wohl ist die einst so mächtige Stadt in ihrer Einwohnerzahl sowie in ihrer Ahderei von Königsberg, Danzig und namentlich Stettin überflügelt, aber welche Stadt vermöchte es zu überbieten in der großartigen Fülle historischer Erinnerungen, die in mächtigen Bauwerken uns heute noch Kunde geben von der Stärke des deutschen Bürgertums in jenen Zeiten, wo Deutschland zerrissen unter dem Druck zahlloser kleiner und größerer deutscher Fürsten senkte und der Städtebürger ein stets willkommenes Objekt der rohesten Ausbeutung war. Die alten Stadtgemeinden waren daher gezwungen, durch eigene Kraft sich Land- und Seewege zu sichern und dem verwegeneren und rauflustigen Adel und anderen Räubern mit schlagenden Gründen heimszuleuchten. Die Erstarkung der Städte führte denn auch bald dahin, daß die Wehrkraft zur Erlangung guter Handelsbeziehungen benutzt wurde und der immer mehr zunehmende Reichtum gab ihnen eine solche Fülle von Macht und politischer Bedeutung, daß ein Bürgermeister Lübeds als Admiral der hanseatischen Kriegsflotte den König von Dänemark zur See besiegen konnte und Kopenhagen mit seinen Schiffen zu belagern vermochte. Mehr wie einmal ist das ganze Königreich Dänemark in den Händen der Hanse gewesen, und Schweden weiß von den scharfen Tieben, die ihm erteilt wurden, wenn es sich den Interessen des Hansabundes widersetzte, ein Lied zu singen.

Die Geschichte der nordischen Reiche ist überhaupt eng mit der Geschichte der Hanse verflochten. Als einer der interessantesten Punkte gilt zweifellos die Einnahme Schwedens durch den Dänenkönig Christian II., der nach seinem feierlichen Einzuge in Stockholm 1520 sein neues Regiment nicht würdiger inauguirten vermochte, als durch die Hinrichtung von vierundneunzig der vornehmsten Schweden, denen nahe an sechshundert in der Provinz folgten. Einem Sohne dieser Hingerichteten, Gustav Wasa, der als Geißel nach Dänemark geschleppt worden, gelang es nach Lübeck zu entfliehen und den Hansabund für die schwedischen Interessen gegen Christian II. zu interessieren. Der Uebermut des Dänenkönigs, der den Hanse ihre Privilegien entreißen wollte, mag wohl vorzugsweise zu dem Entschluß Lübeds beigetragen haben, eine Flotte auszurüsten, um Christian II. aus Schweden zu verjagen. Nachdem Lübedische Schiffe Gustav Wasa heimlich nach Schweden brachten, erschien im Jahre 1523 eine starke hanseische Flotte vor Stockholm, die denn auch die Uebergabe der Stadt erzwang. König Christian war bereits nach Kopenhagen entflohen, und so konnte Gustav Wasa aus den Händen der beiden Lübedischen Ratsherren Bomhoyer und Blömmies die Krone Schwedens in Empfang nehmen. Als interessantes Faktum glauben wir hier vermerken zu dürfen, daß die Königin Karola von Sachsen der letzte Nachkomme der Wasas ist.

Das jezige Lübeck ist um das Jahr 1143 von Graf Adolf II. von Holstein-Schauenburg an der Trave, ungefähr zwei Meilen von der Ostsee, erbaut worden, nachdem das ältere Lübeck, an der eine Stunde von der heutigen Stadt entfernten Schwartau gelegen, durch Krieg und Feuer vollständig zerstört worden war. Die außerordentlich günstige Lage veranlaßte viele Kaufleute, so namentlich auch aus Bardowick, sich in Lübeck anzusiedeln. Von einer Feuersbrunst fast vollständig in Asche gelegt, wurde die Brandstätte im Jahre 1158 an Heinrich den Löwen abgetreten, unter dessen Schutzherrschaft die Stadt von neuem entstand und bald kräftig emporblühte. Spätere unglücklich geführte Kriege der norddeutschen Fürsten mit Dänemark ermöglichten es letzterem, einen großen Teil des deutschen Nordens zu unterjochen; auch Lübeck und Hamburg gerieten unter dänische Fremdherrschaft. Eine an Kaiser Friedrich II. heimlich abgesandte

Deputation erwirkte 1226 der Stadt den kaiserlichen Freibrief, der den eigentlichen Grundstein zu ihrer Macht legte. Nachdem die Bürger die dänische Besatzung teilweise durch List verjagt hatten, mußte das junge Gemeinwesen sich seine Freiheit erst durch Blut erkaufen. In jener berühmten Schlacht von Bornhöved kämpften Lübedische, holsteinische und medlenburgische Schaaren mit dem Mute der Verzweiflung gegen das verhasste Dänentum, und endlich, durch das Eingreifen der Dithmarschen, wurden die Dänen vollständig aufs Haupt geschlagen und der deutsche Norden auf lange Zeit hinaus von der blutsaugerischen Fremdherrschaft befreit.

Die Gründung des Hansabundes im 13. Jahrhundert war vorzugsweise darauf gerichtet, überall Handelsniederlassungen zu gründen und Privilegien zum Schutze derselben zu erwerben. Die erste bezartige Verbindung wurde im Jahre 1241 zwischen Lübeck und Hamburg abgeschlossen, an der später über neunzig Städte teilnahmen. Die Hanse unter der Führung Lübeds hatte in England, Holland, Norwegen, Schweden, Dänemark, Rußland und auch in Preußen Niederlassungen eingerichtet, die oftmals den Umfang ganzer Städte einnahmen. Der Einfluß der Hanse auf den gesammten nordeuropäischen Handel wurde daher von weitesttragender Bedeutung. Die vorerst zum Schutze der Rauffahrtschiffe dienende Flotte wurde auch bald gegen diejenigen Fürsten angewendet, die sich einen Privilegienbruch zu schulden kommen ließen, so daß der Hansabund, oder vielmehr Lübeck, welches meistens die Suppe auszulöffeln hatte, gar nicht mehr aus dem Kriegszustand heraustram. Nur der unermeßliche Reichtum, der hier zusammenströmte, kann es erklären, daß Jahrhunderte steten Kampfes vergehen konnten, ohne den Wohlstand und die Kraft der Stadt zu brechen.

Innerliche Unruhen im Anfange des 15. Jahrhunderts zeigten jedoch darauf hin, daß in der Leitung des Lübedischen Staatswesens manches faul sein mußte. Es hatte sich nach und nach eine Aristokratie herangebildet, die das Recht der höchsten Vertretung für sich in Anspruch nahm. Die von den Zünften angeführte, einen demokratischen Charakter tragende Bewegung wurde diesmal noch niedergeworfen, hundert Jahre später gelangte sie zum Siege.

Kluge Köpfe sahen ein, daß das ewige Kriegsführen die Kraft der verbündeten Städte langsam untergraben würde, wenn es nicht gelänge, den Bestrebungen der Hanse eine kräftige Stütze in Norddeutschland zu schaffen. Denn der Hansabund hatte nicht nur seine Interessen nach außen zu vertreten, er mußte auch die nachbarlichen Fürsten, die auf die Macht der Städte eifersüchtig waren, stets zu beschwichtigen suchen. Dies ging ohne schwere Opfer selten ab. Der Kopf, welcher der Entwicklung der Hanse eine neue, bessere Wendung geben konnte, sollte sich bald finden.

Die Reformationswehen, welche die meisten deutschen Städte bis in den Grund hinein aufgewühlt, hatten Lübeck fast gar nicht berührt. Ueberall war die römische Kirche teilweise in Blut erstickt zusammengebrochen, während Lübeds Rats Herrschaft mit der römischen Hierarchie unerschüttert in der von allen Seiten heranschlagenden Brandung stand.

„Einen wie ungeheuren Druck,“ sagt Barthold in seiner „Geschichte der Hanse“ (3. T., S. 244), „mußten die alten Satzungen der Hansakönigin über die Seelen ausüben, daß in ihren Mauern bis zum Jahre 1528 Bewegungen fast spurlos vorübergingen, welche in allen bundesverwandten Städten von nah und fern, von Westfalen, der Weser, der Mittelsee, bis nach Livland hinauf, in Hamburg, in Holstein, endlich in den nordischen Reichen nicht allein das alte kirchliche System wesentlich veränderte, sondern auch die bürgerliche Verfassung entweder umgestoßen oder bedenklich modifiziert hatten.“

Zur vollkommenen Blüte gebrachten die hanseischen Städte vor allem einer freien Gemeindeverfassung, welche allen Bürgern

gleiche Rechte gewährte. Schon im Jahre 1416 hatten, wie erwähnt, die Zünfte den Versuch gemacht, die angemessenen Rechte der städtischen Aristokratie anzutasten. Der Versuch schlug fehl, aber der Spalt im Staatsleben, die stille Unzufriedenheit der bürgerlich Bevormundeten zur Schwächung der Staatskraft, war geblieben. Die patrizischen Lenker der Stadt hatten in schlaffer Halbheit die nachdrücklichste Aufrechterhaltung der errungenen Vorteile in den nordischen Staaten, ohne welche eine gedeihliche Fortentwicklung der Hanza nicht möglich war, preisgegeben. Man hatte unklugerweise auf die Dankbarkeit des Lübeck so sehr verpflichteten schwedischen Königs gerechnet, der über diese Art Staatsklugheit sich süßlich lustig machte. — Ein erneuter ver-

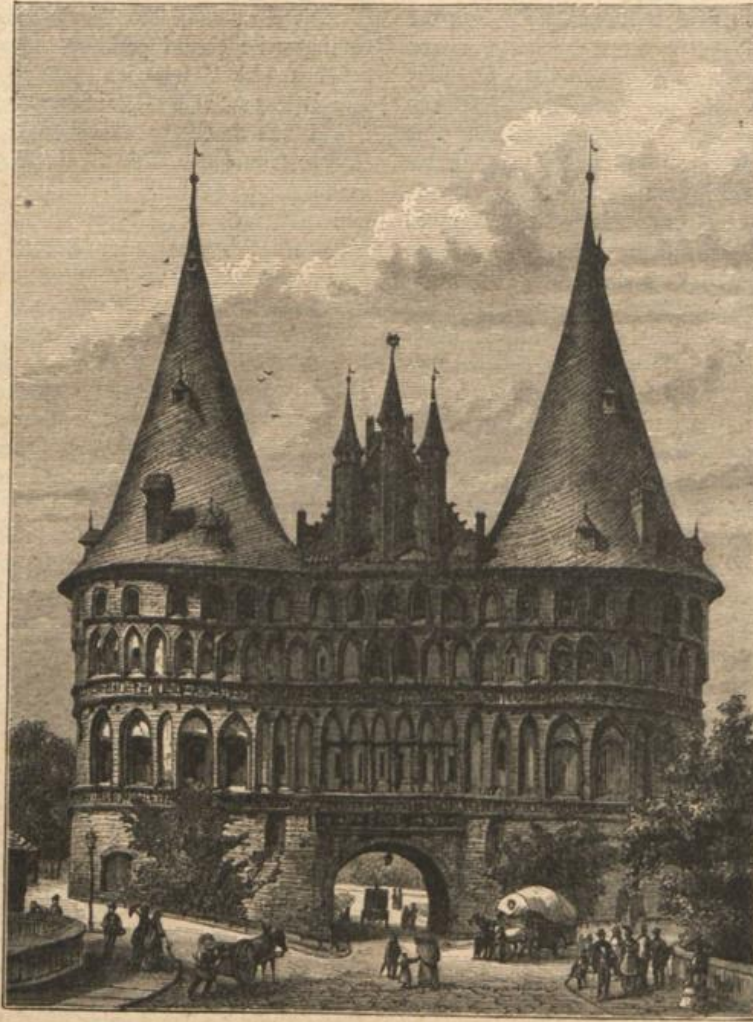
geblicher Kampf gegen die Aristokratie wäre auch diesmal erfolgt, wenn nicht die hereinbrechende religiöse Bewegung, mit welcher auch der demokratische Geist der Bevölkerung wuchs, sich unendlich viel stärker als in früheren Tagen gezeigt hätte.

Weiter und Wortführer der kirchlichen und politischen Widerstandspartei, welche tatsächlich bereits die Gewalt in die Hände genommen, war Jürgen Wullenweber, von dem Barthold sagt, „daß mit dessen Wollen und Trachten, Sieg und Untergang nicht allein die Hanza glorreich noch einmal ihre Machtfülle entwickelte und dann ohnmächtig niedersank, sondern überhaupt eine Wendung des deutschen Gesellschaftszustandes eintrat: die mittelalterliche Herrlichkeit des freien Bürgerthums der Aristokratie der Reichsfürsten zur Beute fiel.“

Wullenweber hatte, wenn auch in veredelter Form, von seinen Vorgängern den Grundfatz geerbt, seiner Vaterstadt, für deren Ehre und Wohlfahrt er erglühte, deshalb eine hervorragende Stellung im erschlafften Hansabunde zu erwerben, weil Lübeck unermessliche Opfer für die unerkennliche Gesamtheit gebracht und in seinem Schoße die reichsten geistigen und materiellen Mittel barg, um als Mittelpunkt einer gegliederten Konföderation des norddeutschen Bürgerthums sich zu behaupten. Ein Gedankenflug, welcher, als Lübeck die Verfechtung demokratischer Interessen des Bürgerthums übernommen, allgemeine Anerkennung fand. Wullenwebers sog. „Kolonialpolitik“ wollte den altherkömmlichen Zwischenstapel hinsichtlich der Stapelwaaren den Hansischen erhalten wissen, denen durch den direkten Handel der westlichen (an der Nordsee belegenden) und östlichen (an der Ostsee belegenden) Städte großer Schaden zugefügt wurde. Eine Sperrung des Sundes genügte nach seiner

Ansicht allein nicht, da die Schiffe in dem Falle unter falscher Flagge fahren würden. Die Spitze dieser Politik richtete sich vornehmlich gegen die Niederländer. Wullenweber verfocht die hanfischen Interessen in Kopenhagen so nachdrücklich, daß den Niederländern, um sie zur Anerkennung der althergebrachten Satzungen betreffs der Stapelgüter zu zwingen, der Sund gesperrt wurde. Diese Maßregel — wie Wullenweber vorausgesehen — half nicht, und die Niederländer schädigten nach wie vor den hanfischen Handel in der Ostsee. Es blieb nur eins übrig: mit Waffengewalt das zu erringen, was Verhandlungen und Verträge nicht zu Wege bringen konnten. Wullenwebers Leistungen in dem nun entbrannten Riesenkampfe nicht

nur allein gegen Dänemark, daß er auf kurze Zeit fast vollständig in den Besitz Lübecks brachte, wird für alle Zeiten ein Vorbild höchster männlicher Tatkraft bleiben. Er wollte „alle Versehen und unkluge Schritte einer erschlafften, selbstüchtigen Aristokratie wieder gut machen, mit dem Kraftkapital eines einigen freien Staates das überkommene Recht ausfechten, und endlich daselbe auf gleichartige kirchliche wie bürgerliche Gesellschaftszustände des germanischen Nordens stützen.“ — Daß so Großes mißlang, bewirkte, abgesehen von einer veränderten Weltlage und den leidigen Folgen jener „Kolonialpolitik“, die unermüdlich und geheim wühlende Arbeit der verdrängten Aristokratie, ihre Schlangenkugigkeit, ihre stumpfe Gleichgültigkeit gegen die höchsten Gemeingüter des Vaterlandes, falls ihr Standesvortheil gefährdet war, endlich die schlaue Fusion ihrer Interessen mit denen der neuen Hierarchie.



Das Holstentor zu Lübeck.

Jürgen Wullenweber fiel der Nachsicht seiner Feinde zum Opfer und wurde am 24. September 1537 zu Wolfenbüttel, nach den entsetzlichsten Folterqualen, unter welchen er die wahnsinnigen Beschuldigungen seiner zahlreichen Feinde zugegeben, enthauptet. Geschichtsforscher und Dichter der neuesten Zeit haben begeistert des Mannes Wert begriffen und den schlichten Reim des Bergensfahrers verbessert: „Die von Lübeck“ (und Deutschland!) „mögen in allen Tagen, den Tod des Herrn Jörg Wullenweber beklagen.“

Aus dem prächtigen Gedicht: „die Septembarnacht“ von E. Geibel, lassen wir hier einige Strophen folgen, in welchen der Dichter den Geist Jürgen Wullenwebers also reden läßt:

O Meeresauge, dunkelblauer Sund,
Du felsenstarrte Ostseepforte,
Wie schaur' ich oft hinab in deinen Grund,
Und zwang zurück ins Herz der Sehnsucht Worte!



Der Marktplatz zu Lübeck.

Dort unten, wo die Welle leiser schob,
 Sah ich den goldnen Zauber Schlüssel liegen,
 Der uns ein neues Wunderreich erschloß
 Von Meeresherrschaft, Glanz und Siegen.
 Ich warb um ihn, wie um den Ring der Braut,
 Ich warb auf Leben und auf Sterben —
 O hätte mir das blöde Volk getraut,
 Den Sieg erzwingen mußte solches Werben,
 Den Sieg der Kampf, der sieben Jahre durch
 Im Rat, zur See, im Schlachtfeld grollte,
 Der Niesenkampf, der unsrer Hanfa Burg
 Bis zu den Sternen türmen sollte.
 Sie sahen's nicht — es war für sie zu groß —
 Sie zitterten die Käufer und Verkäufer;
 Da führten meine Feinde schlan den Stoß,
 Verräter hieß ich, Wiedertäufer.
 Sie rissen von den Stufen mich herab,
 Sie sahen trotzig zu Geichte,
 Sie brachen über mir den weißen Stab,
 Und mehr! — Sie schrieben die Geschichte.

Die ruhmreichen Zeiten der Hanfa sind vorüber, nur der Name ist noch geblieben. — Zu anfang dieses Jahrhunderts hatte Lübeck noch schwere Prüfungstage zu bestehen, da „Vater Blücher“ auf der großen Retirade nach der Schlacht bei Jena die Stadt als Stützpunkt ansah, um noch einmal das tüchtige Soldatenglück zu wagen. Er wurde, wie vorauszusehen, geschlagen und mit den Trümmern seines Heeres in der Nähe Lübeds bei dem Dorfe Ratkau zur Kapitulation gezwungen. Durch diesen Soldatenstreich hatte Lübeck nicht allein eine Schlacht um und in seinen Mauern auszuhalten, es mußte sich auch noch eine dreitägige Plünderung und die schließliche Annexion an Frankreich gefallen lassen.

Mit der Abschüttelung der Fremdherrschaft kam endlich Ruhe über die geplagte Stadt, aber die Ruhe des Kirchhofs. Handel und Verkehr lagen arg darnieder und das Gras wuchs buchstäblich in den Straßen. Die alte Feindschaft Dänemarks und der kleinliche Partikularismus der deutschen Nachbarstaaten engten

die Handels- und Gewerbstätigkeit Lübeds derart ein, daß es völlig von Deutschland abgeschnitten war. Erst in der neuesten Zeit gelang es, die so notwendigen Eisenbahnverbindungen mit Hamburg, Holstein und Mecklenburg herzustellen, die Schifffahrt zu beleben und überhaupt den Verkehr zu heben, daß Lübeck in der Reihe der deutschen Seestädte an der Ditsche wieder eine hervorragende Stellung einnimmt. —

Unsere Illustrationen zeigen den „Marktplatz zu Lübeck“ und das „Holstentor“. Letzteres, aus Backsteinen erbaut, soll aus dem 14. Jahrhundert stammen. Die Verzierungen aus farbigen glasirten Ziegeln verleihen dem Ganzen ein gutes Aussehen. Jedenfalls ist die Erhaltung dieses prächtigen Bauwerks aus dem Mittelalter dem Lübecker Gemeinssinn hoch anzurechnen, und zwar umsomehr, als der niedrige Geschäftssinn unserer Zeit gern alles, „was im Wege steht“, hinwegräumen möchte.

Der Marktplatz mit dem Rathause (rechts) und der im Hintergrunde mächtig emporstrebenden Marienkirche bietet dem Beschauer ein Architekturbild von so großartiger Wirkung, wie es wohl kaum eine zweite Stadt in Deutschland aufzuweisen hat. Der unter dem Rathause sich befindende Ratsweinkeller ist leider nicht von der Spekulationswut verschont geblieben. Man hat die alten stattlichen Räume, die Jahrhunderte gesehen, vollständig modern herausgeputzt, so daß dem Besucher allerlei Bedenken aufsteigen, ob nicht vielleicht auch der früher dort gebotene gute Tropfen von der modernen Kunst ergriffen worden sei. Hoffen wir im Interesse aller wackern Bether, daß dem nicht so ist.

Leider verbietet uns der Raum, weiteres über die große Zahl der vorhandenen alten Bauten und Merkwürdigkeiten zu berichten, die Skizze sollte vorwiegend eine historische sein. Wenn unsere geneigten Leserinnen und Leser manches vermiffen und manches des Erzählten für überflüssig halten, so mögen sie sich mit dem Spruch an dem altehrwürdigen Schifferhause zu Lübeck trösten: „Allen zu gefallen ist unmöglich!“ H. D.

Des Kaisers Schwägerin.

Historische Skizze von Wilhelm Blos.

Als Napoleon, der einstige Artillerielieutenant, sich zum Kaiser der Franzosen emporgeschwungen hatte, war die erste Sorge des ehrgeizigen Korsen, eine große und dauerhafte Dynastie der Napoleoniden, resp. der Familie Bonaparte, herzustellen. Murat, der Gatte seiner Schwester Karoline, ward zum König von Neapel, sein Bruder Ludwig Bonaparte zum König der Niederlande, sein Bruder Joseph zum König von Spanien, sein Bruder Hieronymus zum König von Westphalen gemacht. Nur Napoleons Bruder Lucian, nach ihm der bedeutendste Kopf in der Familie, der ihm bei seinem Staatsstreich am 9. November 1799 so wesentliche Dienste geleistet hatte, trug nie eine Krone. Es gab deshalb Leute, die Lucian Bonaparte für einen unerschütterlichen Republikaner, einen überzeugten Gegner der monarchischen Regierungsform hielten. Nichts ist weniger begründet. Den Aufschluß, warum Lucian keine Krone getragen, findet man vielmehr, wenn man sich an das berühmte Wort hält: „Cherchez la femme!“*) Das Verhältnis Lucians zu seiner Frau ist das Rätsel. Dieses merkwürdige Weib, die Gattin eines Wechselagenten, hatte gegen den Willen Napoleons in dessen Familie hineingeheiratet. Alle Anstrengungen des mächtigen Kaisers, sie wieder hinauszudrängen, blieben erfolglos; der Sieger von Marengo, Austerlitz und Jena konnte dieses Weibes nicht Herr werden, das sich mit dem Aufgebot aller weiblichen Schlaubeit und Bähigkeit gegen den gewaltigsten Mann seiner Zeit zu verteidigen wußte.

Die Geschichte des Kampfes Napoleons mit seiner Schwägerin gewährt uns zugleich einen Einblick in das Familienleben der

Napoleoniden, der dies allzusehr verherrlichte Geschlecht einmal in einem anderen als dem gewöhnlichen Licht erscheinen läßt.

Lucian Bonaparte war ein jüngerer Bruder des Kaisers Napoleon I.; er war zu Ajaccio 1775 geboren. In den ersten Zeiten der großen Revolution, auf deren Schultern seine Familie so hoch emporsteigen sollte, war er nach der Mode des Tages wütender Jakobiner und Anhänger Robespierres, nach dessen Sturze er gleich seinem Bruder Napoleon stellaslos wurde und in bittere Not geriet. Lucian war in einer kleinen Stadt bei Toulon als Magazinaufseher angestellt gewesen. Dort hatte er sich in die Tochter eines Gastwirts Namens Boyer verliebt und machte ihr eifrig den Hof, wodurch sie ins Gerede kam. Als nun eines Tages Lucian nach der Art jener Zeit eine große Rede über die Freiheit und Gleichheit gehalten hatte, trat Boyer zu ihm und sagte: „Du hast ganz gut über Freiheit und Gleichheit gesprochen, aber wenn wir gleich sind, warum heiratest du meine Tochter nicht? So schadet das Verhältnis nur ihrem guten Ruf. Wenn du also ein ehelicher Kerl sein willst, darfst du die Heirat nicht länger verschieben.“ — Lucian, vor einer ganzen Versammlung so angerebet, war bestürzt, allein er versprach, das Mädchen zu heiraten und erfüllte sein Versprechen gleich darauf.

Seine junge Frau, Christine Boyer, war ein Wesen von sanftem und anspruchslosem Charakter, aber glücklich war das Loos nicht, das sie gezogen hatte. Zunächst geriet sie mit ihrem Manne in Not, dann kamen die blutigen Verfolgungen gegen die Jakobiner im Süden Frankreichs, denen Lucian nur mit großer Lebensgefahr entging. Er flüchtete nach Paris, wo in zwischen der Glückstern seines Bruders Napoleon aufgegangen

*) Man sehe nach der Frau.

war. Lucian wurde durch den Einfluß Napoleons Mitglied des Rats der Fünfhundert und unterstützte Napoleon bei seinem Staatsstreik kräftig, indem er den Grenadieren Napoleons vorlog, im Rat der Fünfhundert seien Dolche gegen Napoleon gezückt worden, worauf die Soldaten den gesetzgebenden Körper aneinander sprengten.

Napoleon ward nun allmächtiger erster Konjul und Lucian Minister des Innern. Lucian behielt aber seine Stellung nicht lange, da er seinem Bruder hochfahrend entgegentrat, was dieser nicht vertrug. Man schickte nun Lucian als Gesandten nach Spanien und Portugal. Der feurige und einflussreiche junge Mann spielte bald als Diplomat eine bedeutende Rolle, ließ aber auch seiner Leidenschaft für das weibliche Geschlecht keine Fägel mehr anlegen*). Er schloß 1801 den Frieden Frankreichs mit Portugal und Spanien, was ihm fünf Millionen eingebracht haben soll.

Seine Frau Christine Boyer, die ihm zwei Töchter geboren hatte, war in Paris geblieben. Sie kränkelte schon lange und der Gram über die zahllosen Liebesaffären des von ihr geliebten Lucian mag ihr Ende beschleunigt haben. Er ließ ihr nach ihrem Tode ein prächtiges Grabmal errichten, eine schlechte Sühne für das Herzeleid, das sie hatte erdulden müssen.

Lucian wurde Senator und führte von da ab ein lockeres und ausschweifendes Leben. Er hauste auf seinem Gute Duplessis-Chamand bei Paris, wo er sich eine Art Hof einrichtete und wo er mit seiner Schwester Elise zusammenwohnte. Diese Elise Bonaparte hatte einen forsjchen Edelmann Namens Vaccchio geheiratet und wurde später Großherzogin von Toskana, als welche sie mit tollen Launen regierte. Sie stand im Ruf des Ateismus. Die Sclandalchronik hat sich viel mit ihrem Aufenthalt in Duplessis-Chamand beschäftigt; doch gehört dies nicht weiter hierher.

Viele Gelage wurden auf dem Landsitze Lucians gefeiert und manche mögen zu Orgien ausgeartet sein. Zu einem solchen Gelage brachte einst einer der lustigen Schmausbrüder eine von ihm unterhaltene junge Dame mit. Lucian verliebte sich in sie und der Freund trat sie ihm ab. Sie nannte sich Alexandrine Laurence Jouberteau, geborene Bleschamp, und wurde später Lucians Gattin.

Aber wer war diese Dame von so zweifelhaften Sitten?

Ihre Jugend kennt man nicht genau; sie wurde zu St. Malo oder zu Calais im Jahre 1781 geboren, war also, als sie mit Lucian zusammentraf, 21 Jahre alt. Ihr Vater soll Marinekommissär mit einer sehr zahlreichen Familie gewesen sein. Deshalb brachte man Laurence frühzeitig nach Paris, wo sie bei einer Tante die Puzmacherei erlernen sollte. Obwohl sie in fast klösterlicher Zurückgezogenheit leben mußte, hatte sie doch bald eine größere Anzahl von Verehrern, die ihre wohlgebildeten Gesichtszüge und ihren schönen schlanken Wuchs bewunderten.

Die Sitten waren unter dem Konsulat Napoleons in Paris so leichtfertig als jemals; die Ausartungen der „guten“ Gesellschaft unter der Direktorialregierung, da man sich einer griechisch sein sollenden Nacktheit in bezug auf weibliche Toiletten besleiß, waren noch in voller Nachwirkung. Und so kam es, daß einer seine Augen auf die junge Puzmacherin warf, der mit ihren Reizen glaubte ein Geschäft machen zu können. Es war ein Wechselagent Namens Jouberteau, der, ein professioneller Spieler, nebenbei auch mit jungen Mädchen Handel trieb. Dieser Mensch von zweifelhafter Existenz faßte alsbald den Plan, die junge Bleschamp zunächst für sich zu erschuppen und sie dann gegen gute Zahlung an andere abzulassen. Solche Geschäfte waren damals in Paris sehr im Schwunge.

Jouberteau wußte das junge Mädchen auf einen Ball zu bringen und auf dem Heimwege brachte er seine Liebeserklärung vor. Er hatte geglaubt, diese werde bei der jungen und armen

Puzmacherin einen überwältigenden Eindruck machen. Allein da täuschte er sich gewaltig. Wo er geglaubt hatte, die Unbesonnenheit, die Leidenschaft und das blinde Vertrauen der Jugend zu finden, da stieß er auf kühle und raffinierte Berechnung und Ueberlegung. Die junge Puzmacherin wies seine Anträge halb verächtlich ab und gab ihm zu verstehen, daß sie mit ihren Reizen viel höheren Gewinn zu erzielen imstande sei, als er ihr geboten habe.

Judessen verständigte man sich doch. Von Jouberteau wurde ein reicher Roué aufgetrieben, der sich die schöne Waare ansah und einwilligte, für ihren Unterhalt zu sorgen. Fräulein Bleschamp fand sich mit vieler Gelehrigkeit in den Plan. Jouberteau hielt um ihre Hand an und bekam sie auch. Sie wurden getraut, und am Hochzeitstage besaß die junge Frau schon ein prächtiges, behagliches Haus mit luxuriöser Einrichtung, eine Equipage, reichen Schmuck und reiche Garderobe und Dienerschaft. Sie bezog eine Reihe glänzend eingerichteter Zimmer im ersten Stock, wo sie am Abend des Hochzeitstages der brave Mann erwartete, dessen Kapital in diesem Unternehmen angelegt war. Herr Jouberteau aber wohnte im Erdgeschoß und war so galant, sich täglich nach dem Befinden der „gnädigen Frau“ erkundigen zu lassen.

Das famose Ehepaar hatte schon mehrermale den „gnädigen Herrn“ gewechselt und dabei keine schlechten Geschäfte gemacht. Zuletzt zog ein Schmausbruder Lucians in den ersten Stock ein, den dann Madame an den von ihr entzückten Lucian abtrat. Herr Jouberteau war Lucian lästig, und man gab ihm eine bedeutende Summe Geldes, um in Amerika damit Geschäfte zu machen. Der „Mann seiner Frau“ ging in der That nach Amerika und war so gefällig, dort bald am gelben Fieber zu sterben; doch lebte er noch, als Lucian mit Madame Jouberteau getraut wurde. Die letztere verließ nunmehr auch das Haus, in dem sie bisher die Rolle der „gnädigen Frau“ gespielt hatte, und bezog ein Palais auf dem Platze des gesetzgebenden Körpers, das Lucian durch einen geheimen Gang mit seiner nebenan gelegenen Wohnung verbinden ließ. Sie sah inzwischen ihrer Entbindung entgegen und Lucian versprach ihr, sie zu heiraten, wenn das Kind ein Knabe sein würde. Es war ein Knabe, der Prinz Lucian Bonaparte, der 1849 Präsident der römischen Konstituante war und 1857 zu Paris gestorben ist.

Napoleon, dem dies alles durch seine Schwester Elise, die Lucian verlassen hatte, mitgeteilt wurde, geriet in furchtbare Wut. Er träumte damals schon von der Kaiserkrone und von der Verbindung seiner Familie mit fürstlichen Häusern durch Heirat. Und jetzt schlich sich diese überberückigte Frau eines Wechselagenten in seine Familie ein! Er ließ Lucian kommen, sprach in den stärksten und beschimpfendsten Ausdrücken von seiner Geliebten und verbot ihm geradezu die Heirat. Dadurch goß er aber Del ins Feuer, denn Lucian, in seinem Stolze empfindlich gekränkt, beschloß nun, Madame Jouberteau unter allen Umständen zu heiraten, in welchem Vorsatze sie ihn natürlich bestärkte. Die Trauung wurde gleich auf den folgenden Tag festgesetzt.

Um die von ihrem Familienhaupt gegebenen Befehle bekümmerten sich die Napoleoniden nicht allzuviel. Lucian befahl dem Maire des zweiten Departements daher einfach, nach seiner Wohnung zu kommen und die Zivilstandsregister zu einer Trauung mitzubringen. Wahrscheinlich hatte Napoleon durch seinen überall spionirenden Polizeiminister Fouché von dem Vorhaben Lucians Kunde erhalten. Der Maire, dem Lucian völliges Schweigen anempfohlen hatte, erhielt also an dem für die Trauung angeetzten Tage von Napoleon selbst den Befehl, nach Schluß der Bureaustunden nach Hause zu gehen, die Zivilstandsregister auf seinem Bureau zu lassen, streng auf alle Förmlichkeiten zu achten und Abends seine Wohnung nicht zu verlassen. Der Maire teilte Lucian mit, daß er durch diese Befehle verhindert sei, zur Trauung zu kommen.

Der heftige Lucian brach in eine Flut von Schmähungen gegen Napoleon aus und schwieg nicht eher, bis seine Stimme ihn im Stiche ließ. Dann saß er wieder mit seiner Geliebten

*) Einige Historiker behaupten, der bekannte portugiesische Kronpräsident Dom Miguel sei ein Sohn Lucians und der Königin Charlotte gewesen.

bestürzt und ratlos da, bis er endlich zu einem Entschlusse kam. Er ließ seine alten Zech- und Schmausbrüder zusammenrufen und seine Wagen bespannen. Dann fuhrn alle, Madame Zoubertau natürlich dabei, nach Lucians Gute Duplessis-Chamand. Es war 11 Uhr Nachts, als man daselbst ankam. Lucian ließ dem Maire und dem Pfarrer des Ortes sagen, sie möchten sofort zu einer Trauung auf sein Schloß kommen. Der Maire war abwesend und das war gut für ihn. Der Pfarrer, der öfters den Maire vertrat, kam und erklärte sich arglos zur Vornahme der Trauung bereit. Man errichtete einen Altar und schaffte für den Pfarrer Ornat und Silbergerät herbei, worauf er sowohl den bürgerlichen als auch den kirchlichen Trauungsakt vollzog. Lucians Zechbrüder fungirten als Zeugen.

Schon am anderen Morgen erfuhr Napoleon, was geschehen war und seine Wut kannte keine Grenzen. Gegen Lucian selbst einzuschreiten bot sich ihm keine Handhabe; den ahnungslosen Pfarrer aber ließ er sofort durch ein Detachement Gensdarmen verhaften und nach den Tuilerien bringen. Der arme Pfarrer hatte kaum den Audienzsaal betreten, als Napoleon erschien und ihn mit furchtbarer Stimme andonnerte: „Clender, Sie haben meinen Bruder getraut!“ Der Pfarrer fiel vor Schreck in Ohnmacht. Nachdem er wieder zu sich gekommen, stammelte er einige Entschuldigungen und sagte, daß er sich keiner strafbaren Handlung bewußt sei. Napoleon aber donnerte ihn von neuem an und drohte ihn bei seinem Bischof zu verklagen. „Entfernt euch, Clender,“ rief der erste Konful, „und erwartet in eurer Wohnung die Folgen meines gerechten Zornes.“ Das Pfäfflein gab eiligst Fersengeld, doch geschah ihm weiter nichts.

Lucian kam gleich darauf mit „Madame Lucian“, wie man allgemein nunmehr Frau Zoubertau nannte, nach Paris zurück.

Von Frau Zoubertau hat ein Zeitgenosse eine Federzeichnung hinterlassen, die wir hier wiedergeben wollen:

„Mehr angenehm als hübsch zeichnet sich Madame Zoubertau durch ein lebhaftes Auge, weißen Teint, ziemlich schöne Formen und durch eines von den ausdrucksvollen Gesichtern aus, die mehr unterjochen als interessieren. Sie imponirt vielleicht mehr durch ihren Wuchs und ihre Manieren, als durch regelmäßige Züge, sie hat den Charakter von asiatischer Schönheit, der sich von der Freundlichkeit der französischen Gesichter, wie von dem Ernst der griechischen und römischen Physiognomien entfernt. Obgleich sie sich nicht übertrieben putzt, so weiß sie doch bei außerordentlichen Gelegenheiten mit Pracht zu erscheinen. Ihr von Natur heftiges und auffahrendes Wesen konnte sie nur durch Anstrengung und unaussprechliche Aufmerksamkeit auf sich selbst im Zaume halten, aber es nie ganz ablegen, denn häufige Aufwallungen, unfreundliches Ansehen und herrisches Benehmen verraten es noch. Seit ihrer Verheirathung mit Lucian zeigt sie sich als treue Gattin und vortreffliche Mutter, aber auch als eifersüchtige und neidische Stiefmutter. Sie schreibt mit Leichtigkeit und macht selbst einen leidlichen Vers.“

Das war die Frau, welche Lucian so sehr an sich fesselte, daß er ihretwegen Kronen ausschlug, und welche der gewaltige Schlachtenkaiser nicht besiegen konnte.

Sie war ehrgeizig und die Liebe war ihr offenbar nur Nebenache. Sie führte in ihrem Haushalt die Klasse selbst und war bei Bedienten und Kausleuten sehr unbeliebt wegen ihrer Knauserigkeit. Es war kein Fehler, daß sie die Wäsche selbst nachsah, allein sie ließ sich von den Lieferanten über mehr, als sie bezahlte, quittiren. Für ihre erste Tochter legte sie sogleich einen reichen Brautschaz an, dagegen nahm sie den Töchtern Lucians von seiner ersten Frau die Edelsteine weg, die ihnen Napoleon geschenkt hatte, und trug sie selbst. Auch eine kleine aus massivem Gold gearbeitete Orgel, die Napoleon den Kindern geschenkt hatte und die als Kunstwerk berühmt war, nahm sie an sich. Der Haushofmeister Lucians nahm seine Entlassung, weil er sich mit Madame Lucian nicht vertragen konnte. Von den Kausleuten soll sie Geschenke und Nadelgeld verlangt haben. Die Männer mit breiten Schultern sollen ihr am besten gefallen haben. Die Standalchronik von Paris beschäftigte sich viel mit der auf so merkwürdige Weise empor-

gekommenen Frau, doch auf eine Art und Weise, die nicht hierher gehört.

Madame Lucian nährte selbstverständlich mit großem Eifer und mit noch größerer Kunst den Zwist zwischen Napoleon und ihrem Gatten, welcher letzteren sie vollständig beherrscht zu haben scheint.

Beiden Brüdern war die republikanische Staatsform nur noch Nebenache; sie arbeiteten beide an der Herstellung einer neuen Dynastie. Napoleon hatte in Italien ein Königreich Etrurien geschaffen, das von 1801 bis 1807 bestand und das Gebiet von Toskana umfaßte. Dies von dem Oberhaupt einer Republik geschaffene Königreich stand erst unter der Herrschaft des Prinzen Ludwig von Parma, der im Mai 1803 starb, dann unter der Regentschaft seiner Gemahlin Maria Luise, einer Infantin von Spanien. Napoleon wünschte nun, sein Bruder Lucian solle die Königin von Etrurien heiraten, wozu nötig war, daß er Madame Zoubertau verstieß. Aber Lucian lehnte das Angebot rund ab und machte sich lustig über das neugebackene Königreich, dem er keinen Bestand zutraute, und über die Königin Maria Luise, die er als beschränkt und bigott bezeichnete.

„Wie,“ sagte Napoleon, „ich biete Ihnen eine Heirat mit einer spanischen Prinzessin und ein Königreich an, das ich vorzuziehen will, und Sie schlagen beides aus? Und für wen? Für eine Glende von zweifelhaftem Rufe, die Sie geheiratet haben?“

„Das mag alles richtig sein,“ entgegnete Lucian, „allein ich bin damit Ihrem Beispiel gefolgt, nur daß die von mir Erwählte jung und hübsch war.“

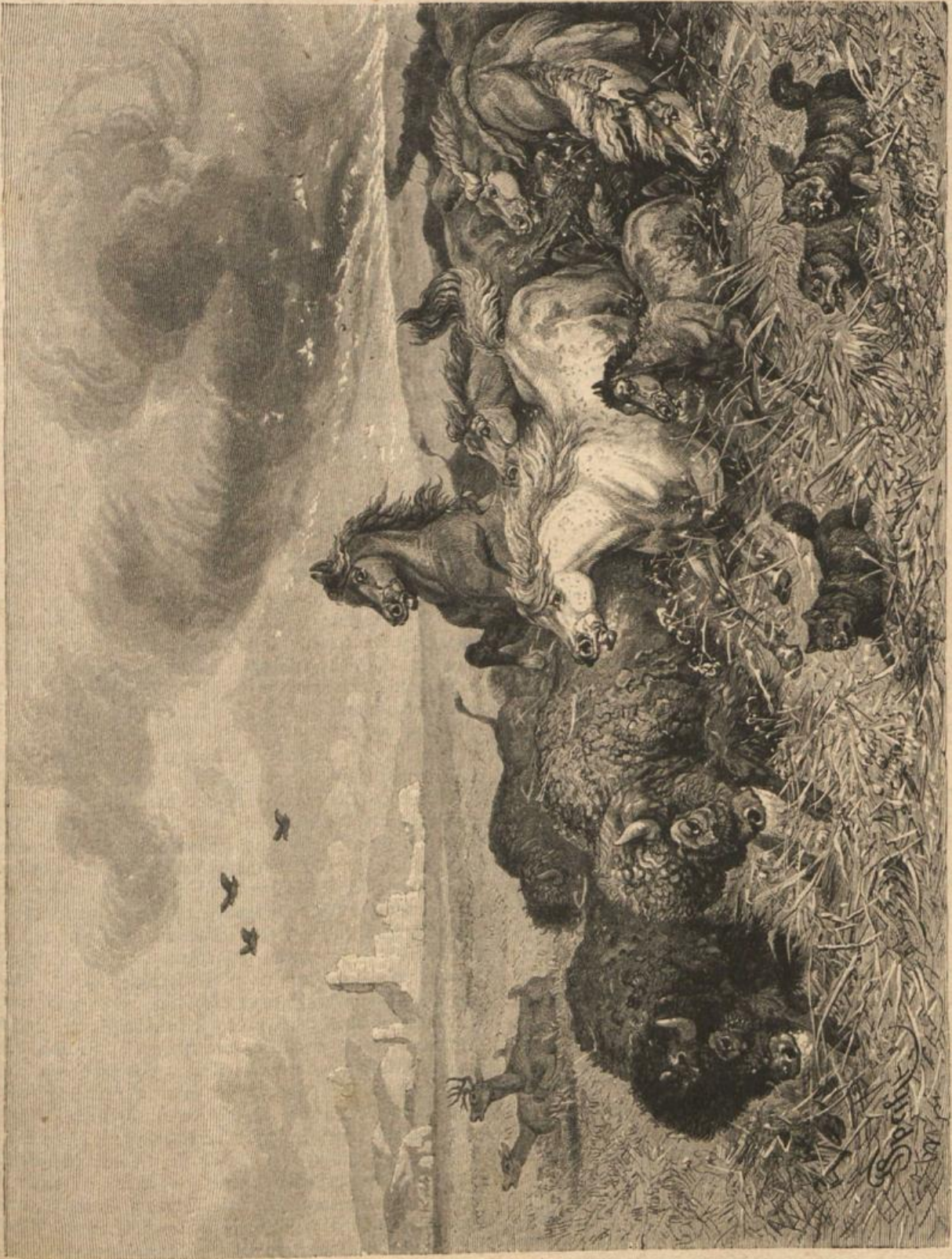
Das war eine böshafte Anspielung auf Napoleons Frau Josephine, die allerdings auch einen zweifelhaften Ruf — und wohl mit Recht — hatte. Ihr erster Mann hatte schon gegen sie auf Scheidung geklagt; später war sie Barras Geliebte gewesen. Sie war eine der Modedamen der korrumpirten Directorialzeit und beikünftig sechs Jahre älter als Napoleon.

Dieser wurde durch die Anspielung Lucians tief getroffen. „Meine Frau,“ sagte er wütend, „hat meine Beförderung und damit Ihr Glück gemacht; durch meine Taten habe ich meine Familie, die mir alles verdankt, in die Höhe gebracht. Ich will meine Brüder auf Throne setzen und Sie, der mich dabei unterstützen sollte, Sie, den ich liebe, Sie finden nur Vergnügen daran, Torheiten zu begehen. Sie wollen sich mutwilliger Weise entehren, allein Sie kennen mich zu gut, um auf meine Zustimmung zu hoffen.“

Die Brüder trennten sich voll Mißmutes. Indessen war der Streit zwischen Josephinen und Lucian schon älteren Datums. Josephine, die ihrem ersten Mann, dem General Beauharnais, zwei Kinder geboren hatte*), blieb in ihrer zweiten Ehe kinderlos. Deshalb hatte Lucian schon im Jahr 1801 seinem Bruder Napoleon vorgeschlagen, sich von Josephine zu trennen und eine spanische Infantin, die sechszehnjährige Isabella, zu heiraten, um einen Erben zu erzielen. Allein Josephine wußte Napoleon davon abzuhalten, namentlich durch ihre Tochter Hortense, die trotz ihres üblen Rufes immer ein Liebling Napoleons war. Damals erschien auch eine von Lucian verfaßte Schrift, betitelt: „Cromwell, Monk und Bonaparte,“ die sich für die Erblichkeit des Consulats, also für die Monarchie aussprach. Im Sommer 1801 kam Josephine sehr aufgeregelt in das Cabinet Bonapartes, setzte sich auf seinen Schoß und strich ihm schmeichelnd über das Haar. „Nicht wahr, Bonaparte,“ sprach sie, „du machst dich nicht zum König? Ich weiß, der häßliche Lucian drängt dich dazu. Bitte, höre doch nicht auf ihn!“ Aber Napoleon antwortete: „Du bist närrisch, meine arme Josephine. Deine alten Weiber aus dem Faubourg Saint Germain erzählen dir dies Märchen. Du langweilst mich damit; laß mich zufrieden.“

Man ersieht daraus und wird noch weiter sehen, daß der

*) Eugen, der spätere Bizetönig von Italien und Herzog von Leuchtenberg, und Hortense, Königin von Holland und Mutter Napoleons III.



Prairiebrand. (Seite 461.)

Streit zwischen Napoleon und Lucian keineswegs darin seinen Ursprung hatte, daß Lucian von unbeugsamer republikanischer Gesinnung gewesen wäre. Wie hätte sonst Lucian so eifrig zum Staatsstreich vom 9. November 1799, durch den der eigentliche Umsturz der Republik bewirkt wurde, mithelfen und den ganzen Verrat einleiten können? Der ehrgeizige Lucian hielt sich für einen großen Staatsmann und glaubte sich mit Unrecht durch Napoleon verdunkelt. Er beneidete seinen Bruder um dessen Ruhm und Macht. Dieser Neid und der Einfluß der Madame Zouberteau bestimmten seine Haltung gegenüber Napoleon.

Die Aufreizungen der Madame Zouberteau brachten Lucian so weit, daß er eine Partei gegen seinen Bruder zu bilden begann. In seinem Hause durfte der Name Napoleon nicht ausgesprochen werden; einen seiner Sekretäre, welcher Napoleons Bild besaß, wollte Lucian entlassen. Auch seine Brüder Joseph und Jerome*) reizte Lucian gegen Napoleon auf. Endlich wurde Lucian von Napoleon, der ihn nicht verhaften lassen wollte, aus Frankreich verbannt. Im April 1804 schied Lucian von Paris und begab sich nach Mailand. Als er hörte, daß Napoleon sich in Mailand zum König von Italien krönen lassen wolle, verließ er auch diese Stadt und lebte teils in Rom, teils auf seinen Landgütern.

Zahlreiche Versuche seitens der anderen Familienmitglieder, die feindlichen Brüder zu versöhnen, waren vergebens. Napoleon verlangte immer als erste Bedingung die Scheidung Lucians von seiner Frau und darin gab Lucian nicht nach. Er schlug Trone aus und so veränderte sich die Gestalt der europäischen Reiche um der Frau Zouberteau willen. Der Oheim Lucians, der bekannte Kardinal Fesch, bot für Lucians ältesten Sohn das Herzogtum Parma an und wollte die Ehe mit Frau Zouberteau für ungültig erklären. Aber Lucian schlug alles ab; er befreundete sich mit dem Papste und blieb Napoleons Feind. Auch die Vermittlungsversuche seines Bruders Joseph wies Lucian zurück.

Als 1807 Napoleon nach Italien kam, gelang es Joseph, eine Zusammenkunft zwischen den beiden feindlichen Brüdern in Mantua zustande zu bringen. Ein diplomatischer Agent hatte an Lucian geschrieben: „Lassen Sie Sich von Ihrer Frau scheiden, so steht Ihnen der Himmel offen und die Throne liegen zu Ihren Füßen.“ Lucian aber antwortete darauf: „Mein Herr, wir können uns nicht verstehen, Ihre Sprache ist mir unbekannt.“

Allein so republikanisch sich Lucian in diesem Briefe geberdete — bei der Zusammenkunft mit Napoleon schienen ihm die Kronen schon etwas begehrenswerter zu sein. Napoleon verlangte immer wieder die Scheidung. „Ich kann davon nicht absteheh“, sagte der Kaiser; „trennen Sie Sich wenigstens auf einige Zeit von Ihrer Frau und wir wollen sehen.“ — „Keine Stunde!“ antwortete Lucian. Nun sprach Napoleon nicht mehr von Lucian selber, sondern von dessen Kindern. Er erbot sich, für seine zwei ältesten Töchter zu sorgen, welche ihm Christine Boyer geboren hatte. Die älteste Tochter Charlotte bestimmte er zur Gemahlin des Prinzen von Asturien. Wenn Lucian wirklich Republikaner gewesen wäre, so würde er auch diesen Vorschlag gleich anfangs zurückgewiesen haben. Er tat es aber erst später, als wieder die Scheidung verlangt wurde.

Als diese Abmachung in die Öffentlichkeit drang, glaubte man, Lucian solle König von Italien werden. Das war ein Irrtum. Napoleons Abneigung gegen Lucian war mit der Zeit so gestiegen, daß die Schwester Elise Lucian nicht mehr bei Tage zu empfangen wagte. Aber der Prinz von Asturien, der nachmalige König Ferdinand VII., hielt in der Tat 1807 bei Napoleon brieflich um die Hand der ältesten Tochter Lucians an, allein der Brief ward aufgefangen und der Prinz verhaftet. In Spanien entstand ein Aufruhr, infolge dessen der König von Spanien abdankte. Er schrieb an Napoleon, daß die Ab-

dankung erzwungen sei, worauf Napoleon dem Prinzen von Asturien dem Thron entsagen ließ. So kam die Heirat nicht zustande, wozu Lucian und Madame Zouberteau bedeutend mitwirkten. Man sprach davon, Frau Zouberteau solle ein Herzogtum erhalten, wenn sie sich scheiden ließe. Letzteres ist sehr unwahrscheinlich. Auch für die Heirat von Lucians Tochter mit dem spanischen Kronprinzen stellte Napoleon die Bedingung der Scheidung von Frau Zouberteau. Letztere wußte Lucian abermals gegen Napoleon einzunehmen, so daß er plötzlich alles abwies und an Napoleon schrieb: „Ich werde nie zugeben, daß meine Kinder Ihrer Politik aufgeopfert werden.“ Könnte man dies Wort für aufrichtig halten, so würde es Lucian viel Ehre machen. Aber er war zuvor auf das Heiratsprojekt eingegangen, ohne es gleich abzuweisen. So verhinderte Frau Zouberteau die spanische Heirat, welche wahrscheinlich der ganzen spanischen Politik Napoleons eine andere Wendung gegeben hätte. Die ehemalige Frau des Wechselagenten hatte in der Tat viel Einfluß auf die politische Gestaltung Europas.

Auf dem Gute Canino, das Lucian 1808 erworben — 1814 ernannte ihn der Papst zum Fürsten vom Canino — beschäftigte er sich mit Jagd, Ackerbau, Intriguen und mit literarischen Arbeiten. Seine Heldengedichte und Romane fanden keinen Anklang; interessant dagegen sind seine Memoiren (es gibt von ihm auch geheime Memoiren), denen wir Verschiedenes zu diesem Aufsatz entnommen haben. In Canino erhielt er von neuem die Aufforderung, seine älteste Tochter an den Hof Napoleons zu schicken, und diesmal tat er es auch. Man sprach in ganz Europa davon, daß Napoleon, der sich eben von Josephinen hatte scheiden lassen, selbst Lucians Tochter heiraten wolle. Seine Werbung um die österreichische Prinzessin Marie Louise machte diesen Gerüchten ein Ende.

Charlotte, die Tochter Lucians, die erst 1796 geboren, also vierzehn Jahre alt war, wurde von Napoleon gut aufgenommen. Aber Madame Lucian hatte hier die Hand im Spiel. Ehe das junge Mädchen abreiste, legte sie ihm die „heilige Pflicht“ auf, alles, was sie am Hofe sehen und hören würde, gewissenhaft an sie (die Zouberteau) zu berichten. Die junge Dame führte denn auch verständnisinnig eine Art von Tagebuch, das sie gewissenhaft von Zeit zu Zeit nach Hause sandte. Allein sie hatte nicht an die Brieferebrecher Napoleons gedacht, welche es dem Kaiser ermöglichten, die ganze geheime Korrespondenz des jungen Mädchens zu überwachen. Er amüsierte sich, wenn er die Bemerkungen der Brieffschreiberin über die leichtfertigen Abenteuer seiner Schwestern und ihrer Hofdamen las; als er aber sich selbst in den Briefen verspottet sah, geriet er in Zorn. Er sprach über diese Sache mit seiner jüngsten Schwester, der Königin von Neapel, der Gemahlin Murats, und diese sagte: „Der Madame Lucian werde ich es nie verzeihen, daß sie ihre Kinder nicht besser erzieht. Diese Frau hasse ich aufs Außerste, denn sie ist an dem Zwist in unserer Familie schuld.“ Uebrigens war die Königin von Neapel auch keine musterhafte Gattin.

Napoleon blieb indessen doch dabei, die Tochter Lucians zu versorgen und so machte er den Vorschlag, sie mit dem damaligen Großherzog von Würzburg, Ferdinand von Toskana, zu verheiraten. Das war Lucian offenbar ein zu geringes Angebot für seine Tochter, für die er den spanischen Krontron ausgeschlagen hatte; er schrieb an Napoleon: „Wenn Sie meine Tochter nicht schicken, so werde ich sie, trotzdem ich geächtet bin, selbst aus den Tuileries holen!“ — Napoleon befahl Charlotten,*) binnen vierundzwanzig Stunden Paris zu verlassen. Da wurde bekannt, daß Lucian sich auch beim preussischen Gesandten in Rom heftig gegen Napoleon ausgesprochen habe, und es langte ein Brief von ihm bei Napoleon an, worin es hieß: „Ich weiß recht gut, daß Ihre Wut imstande ist, Sie dahin zu bringen, einen Brudermord zu begehen.“

*) Jerome, der bekannte König von Westfalen („Morgen wieder lustig!“) war mit einer Amerikanerin Namens Patterson verheiratet, von der er sich auf Napoleons Andringen scheiden ließ, um eine württembergische Prinzessin zu heiraten.

*) Diese Charlotte, zweimal und zwar zuletzt mit einem Arzt verheiratet, starb 1865 in Rom. Lucians zweite Tochter von der Boyer, erst mit einem Schweden, dann mit einem Engländer vermählt, starb 1847. Die Kinder Lucians waren insofern glücklich, als sie, da sie keine Kronen trugen, bei Napoleons Sturz auch keine zu verlieren hatten.

Jetzt fürchtete man, daß der aufs Aeußerste gereizte Napoleon keine Schonung gegen Lucian mehr kennen werde. Lucian flüchtete aus Italien, wobei ihm König Murat von Neapel behilflich gewesen sein soll. Man sagt, Murat habe dafür an Napoleon eine Strafe von zehn Millionen Francs zahlen müssen.

Lucian wollte sich mit seiner Familie in Nordamerika niederlassen, er fiel aber englischen Kreuzern in die Hände, die ihn nach Malta brachten, worauf man ihn in England internirte. Seine englischen Pässe wurden nicht beachtet; er mußte unter Aufsicht eines englischen Offiziers in der Nähe von London leben. Dort machte er wieder Verse, die keine Anerkennung fanden.

Dem ersten Sturze Napoleons sah Lucian ruhig zu. Aber 1814, als Napoleon sich auf Elba befand, wurde eine Ausöhnung angebahnt durch Pauline Borghese, welche die Lieb-
lingschwester Napoleons war. Diesmal mußte Napoleon die Madame Jouberteau mit in den Kauf nehmen; sie hatte ihren Willen durchgesetzt. Lucian kehrte nach Rom zurück und ward 1815, als Napoleon von Elba entflohen war, nach Paris berufen. Er schlug nun die Würden nicht mehr aus, die Napoleon ihm anbot. Nur konnte ihm Napoleon keine Königreiche mehr anbieten. Während der hundert Tage (bis zum zweiten Sturze Napoleons) war Lucian Pair von Frankreich, kaiserlicher Prinz, sowie Mitglied der Regierungskommission, welche Napoleon einsetzte, bevor er ins Feld rückte. Napoleon ward bei Waterloo geschlagen und als er nach Paris zurückkam, fand er wenig Freunde, fast lauter Feinde. Der gewohnte Erfolg fehlte. Lucian suchte ihn zu einem Staatsstreiche zu bewegen; er schlug ihm vor, die widerspenstige Kammer zu sprengen und eine Diktatur zu übernehmen. Aber Napoleons Energie war gebrochen. „Was wollen Sie?“ sagte Lucian zu einem General, der über Napoleons Unentschlossenheit bestürzt war, „der Pulverdampf von Mont Saint-Jean (Waterloo) hat ihm den Kopf verdreht. Er ist ein verlorener Mensch.“ So urtheilte Lucian zuletzt über Napoleon.

Darauf verlas Lucian in der Kammer die von ihm entworfene Abdankungsakte des Kaisers. Er wollte die Proclamation des unmündigen Napoleon II. zum Kaiser bewirken und

hoffte dadurch für sich die Regentschaft zu erhalten. Aber man rief ihm zu, er als Korsen habe kein Recht, Frankreich einen Souverain aufzudrängen. Man setzte eine provisorische Regierung ein und der Sturz Napoleons war zum zweitenmale besiegelt.

Lucian ging wieder nach Rom. Er ward vom österreichischen General Bubna gefangen genommen und auf die Zitadelle von Turin gebracht. Er berief sich darauf, daß er sich fortwährend den Plänen seines Bruders widersetzt habe, auf welcher unedlen Art sich kein anderes Mitglied der Familie Bonaparte aus der Schlinge gezogen hat. Der Papst erwirkte Lucians Freilassung, worauf er als Fürst von Canino unangefochten im Kirchenstaat lebte, den er jedoch erst nach 1830 wieder verlassen durfte. Er starb 29. Juni 1840 in Viterbo bei Rom.

Bei genauer Erwägung der angeführten Tatsachen kommt man zu der Ansicht, daß sich Lucian seinem Bruder Napoleon nicht auf Grund einer politischen Ueberzeugung, sondern aus Neid und Mißgunst einerseits, unter dem Einflusse seiner Frau andererseits widersetzt hat. Sein Betragen gegen Napoleon war noch weniger edel, als das Napoleons gegen ihn.

Frau Jouberteau lebte als Wittve in den vierziger Jahren in Paris, wo viele literarische Berühmtheiten in ihren Salons verkehrten; sie spielte die geistreiche Dame. Später zog sie wieder nach Rom und starb in Surigaglia 12. Juli 1855.

Sie hat Lucian fünf Söhne und vier Töchter geboren. Entel von ihr leben noch eine ganze Anzahl. Ihren ältesten Sohn haben wir schon erwähnt. Ein Sohn von Lucian und der Jouberteau war auch jener berühmte Peter Bonaparte, genannt „Mordpeter“, der Viktor Noir erschoss und dadurch ganz Frankreich in Entrüstung versetzte. Entelinnen von ihr sind u. a. die bekannte Madame Rattazi und Adele Wyse-Bonaparte, die Frau des Garibaldischen Generals Dürr. Die jüngste Tochter Lucians, Konstanze, 1823 geboren, ist Abtissin des Klosters zum Heil. Herzen in Rom.

So ist die einstige Puzmacherin, von der einst das Zustandekommen von Königreichen abhing, die Stammutter einer Anzahl von sonst nicht sympatishen, aber begüterten und politisch oft einflussreichen Familien geworden. Und das alles, weil sie der Wechselagent Jouberteau eines Abends vom Ball nach Hause begleitet hatte.

Der Alchemist.

(Schluß.)

Die Tatsache, daß so hochbedeutende Männer, wie die im vorigen Abschnitt aufgeführten, Alchemisten waren, und daß der Glaube an den Stein der Weisen trotz des für uns selbstverständlichen, tausendfältigen Mißerfolges auch bei den emsigsten und geistvollsten Bemühungen sich durch viele Jahrhunderte in ungelehrten und gelehrten Kreisen erhielt, ist jedoch keineswegs allein der Aristotelischen Theorie von der Wesensgleichheit aller Materie und den aus ihr erwachsenen wissenschaftlichen Anschauungen zuzuschreiben. Vielerlei kam hinzu, welches nicht, wie Unkundige und oberflächliche Beurteiler wohl eher annehmen möchten, das hartnäckige Festhalten an dem Glauben, daß aus unedlen Metallen Gold gemacht werden könnte, verwunderlich, sondern umgekehrt die Emanzipation von diesem Glauben, das Aufgeben der alchemistischen Arbeiten als sehr schwer angängig erscheinen läßt.

Sollte man nicht an die Möglichkeit, Gold zu machen, glauben, wenn es gelang, Metalllegirungen darzustellen, welche in verschiedenen Eigenschaften, hauptsächlich in der Farbe, dem echten Gold und Silber gleichen? Zumal in einer Zeit, in welcher man die Metalle auf ihre wesentlichen Eigenschaften noch nicht ausreichend zu prüfen verstand!

Hierauf sind die angeblich positiven Erfolge der Goldmacher, die Erfolge, an welche zumteil sie selbst glaubten, jedenfalls hauptsächlich zurückzuführen. Das Gold, welches — wie wir im vorigen Abschnitt sahen — Lullus in der kolossalen Quantität von 50 000 Pfd. für den König von England hergestellt

haben und woraus die ersten Rosenobels geprägt worden sein sollen, ist — wenn das ganze Faktum nicht eine leere Erfindung ist — zweifelsohne von solcher Beschaffenheit gewesen.

Wie man derartiges Gold fertig brachte, war natürlich nicht allzuschwer herauszubringen: man nahm Kupfer, schmolz es mit Arsenik zusammen und Silber war fertig, oder mit Zink, und Gold glänzte aus dem Tiegel hervor, denn Zink gibt dem Kupfer eine goldgelbe, Arsenik eine silberweiße Farbe.

Der heilige Thomas von Aquino (1224—74) wußte auch ein ganz fürtreffliches Rezept, Kupfer in Silber zu verwandeln, — er ließ es mit Arsenik weiß färben und die Hälfte seines Gewichtes an echtem Silber dazu tun, — wer konnte nun noch bestreiten, daß er in der Legirung wahrhaftiges Silber vor sich habe?

Als nun die chemischen Kenntnisse soweit zugenommen hatten, daß man gold- und silberfarbige Legirungen von lauterem Gold und Silber unterscheiden konnte, wie das bereits zur Zeit Albert des Großen einzutreten begann, so fanden die Alchemisten Beweise für die das Gold ermöglichenden Metallverwandtschaften „in anderen Tatsachen, die vollkommen richtig waren, aber auch wieder von ihnen falsch ausgelegt wurden. Die Scheidekunst stand in den ersten Zeiten der Alchemie und noch bis zu 1600 auf einer sehr niedrigen Stufe; kleine Mengen eines Metalls in Erzen nachzuweisen, war der Mehrzahl der Chemiker unmöglich; daß ein Metall in einer salzartigen Verbindung, in einer Form, die auf keinen Metallgehalt schließen läßt, schon

ganz gebildet seiner Natur nach enthalten sei, wurde erst im Anfang des 17. Jahrhunderts genauer erkannt. Darauf gründete sich nun eine Menge von Beweisen für die angeblich künstliche Hervorbringung von Metallen. Geber erzählt schon, daß der Sand gewisser Flüsse die Eigenschaft habe, Kupfer in Gold zu verwandeln; kleine Kupferstücke, der Einwirkung dieses Sandes, des stehenden Wassers und der Sonne ausgesetzt, verwandelten sich in Gold. Die wahre Sache ist hier augenscheinlich, daß sich das Kupfer dabei oxydirt und seinen Metallglanz verliert; der im Flußsand enthaltene Goldstaub aber durch das wiederholte Waschen (Schlämmen) sichtbar wird. — In dem blauen Vitriole vermuteten nur wenige Chemiker bis zu 1600 einen Gehalt an Kupfer, und von dem 15. Jahrhundert an finden wir die Fällung des Kupfers aus einer Vitriollösung durch metallisches Eisen als einen Beweis für die Verwandlung des Eisens in Kupfer aufgeführt. — Endlich gab man noch viele Prozesse an, wodurch jeder sich selbst von der Möglichkeit, unedle Metalle in edle zu verwandeln, überzeugen konnte; es beruhten diese darauf, daß Substanzen mit in Arbeit genommen wurden, die immer oder meist einen kleinen, nicht leicht wahrnehmbaren Gehalt an edlen Metallen haben.

— Beispiele, wo Unwissenheit in der analytischen Chemie zur Stütze alchemistischer Ansichten wurde, gab es bis in die neueste Zeit. Der berühmte französische Chemiker Haimberg glaubte 1709 Silber, das von allem Gold gereinigt war, in Gold umwandeln zu können, indem er es mit Spießglanz schmolz; das aus dieser Behandlung erhaltene Silber zeigte immer einen deutlichen, wenn auch kleinen, Goldgehalt. Viele Chemiker wiederholten diese Versuche mit gleichem Erfolg, bis endlich entdeckt wurde, daß fast aller natürlich vorkommende Spießglanz einen geringen Gehalt an Gold hat, welches sich dann bei der chemischen Behandlung mit dem Silber vereinigte. Noch 1783 kam ein ähnlicher Fall vor. Ein Apotheker Cappel zu Kopenhagen gab an, daß durch Behandlung von chemisch reinem Silber mit Arsenik dieses teilweise in Gold verwandelt werde. Unter den Chemikern, welche die Sache bestätigt fanden, nenne ich hier nur den berühmten Guyton de Morveau, welcher 1786 sich gleichfalls für die Richtigkeit der Angabe aussprach. Die Alchemisten jubelten ob ihres Sieges, denn zu dieser Zeit wurde die Möglichkeit ihrer Kunst schon sehr bezweifelt, aber die Freude hatte bald ein Ende, als der österreichische Bergat von Born 1787 fand, daß man bei Anwendung von salzburger Arsenik, der damals im Handel vorzugsweise verbreitet war, allerdings güldisches Silber erhält, aber nicht mit böhmischem Arsenik: aus dem Grunde, weil in dem letzteren nicht wie in dem ersteren ein kleiner Goldgehalt verborgen ist*).

Auch an historischen Beweisen für die Wahrheit der Alchemie fehlte es nicht. Noch aus dem 17. und 18. Jahrhundert berichten berühmte und als zweifellos gewissenhaft anzusehende Männer der Wissenschaft von der Verwandlung größerer Mengen unedler Metalle in lauterer Gold, welche unter ihrer eigenen Kontrolle oder von ihnen selbst ausgeführt worden ist, — und zwar durchweg solche Männer, denen man ebensowenig die Fähigkeit, echtes Gold von unechtem zu unterscheiden, bestreiten kann, als man ihren Charakter und ihre Glaubwürdigkeit anzuzweifeln ein Recht hat.

Solche Zeugnisse sind Tatsachen, wie sie in der Geschichte der Wissenschaften öfter vorgekommen sind und erst in allerneuester Zeit wieder bei der wissenschaftlichen Untersuchung sogenannter spiritistischer Phänomene zutage getreten sind, — Tatsachen, denen gegenüber, wie Kopp völlig zutreffend sagt, „es einem fast ebenso schwer wird, die Möglichkeit einer Täuschung anzunehmen, als an die Wahrheit der Sache selbst zu glauben.“

Eine der interessantesten und bestbeglaubigten Geschichten von gelungener Goldmacherei möge hier nach Kopp**) Platz finden. „Dr. Helvetius war um die Mitte des 17. Jahrhunderts

Leibarzt des Prinzen von Oranien, ein gelehrter Mediziner, der in hohem Maße der Rechtlichkeit und Aufrichtigkeit stand. Er glaubte nicht an die alchemistischen Künste und zeigte sich in mehreren Schriften als ihr bitterer Widersacher. Plötzlich trat er 1667 als der eifrigste Verteidiger derselben auf, wie er erzählt auf folgende Art überzeugt.

Ihn besuchte 1666 in seiner Wohnung im Haag ein Fremder, der ein Gespräch über die Alchemie und den Stein der Weisen mit ihm anknüpfte. Helvetius sprach seine Zweifel aus; der Fremde suchte ihn zu widerlegen, und um seinen Worten mehr Nachdruck zu geben, zeigte er ihm die fragliche Substanz. Helvetius betrachtete sich die Sache genau; wie er den Stein in Händen hatte, suchte er mit dem Nagel seine Härte zu erproben, und siehe, es gelang ihm, ein Stückchen davon abzulösen. Er bat den Fremden sehr, ihm eine Metallverwandlung zu zeigen; dieser lehnte die Bitte ab, mit dem Versprechen, in drei Wochen wiederzukommen und es dann zu tun. Als der Fremde fort war, versuchte Helvetius mit der kleinen Menge des Steins, die ihm an dem Nagel hängen geblieben war, einen Versuch zu machen; er warf es auf schmelzendes Blei, aber ohne allen Erfolg.

Nach drei Wochen kam der Fremde wieder, und da gestand ihm Helvetius die Entwendung und die Fruchtlosigkeit des Versuchs. Der Fremde meinte, Helvetius habe besser zu stehen als Gebrauch davon zu machen gewußt, und schob die Schuld darauf, daß er nicht die Substanz in Wachs gehüllt auf das Metall geworfen habe, um sie vor den Dämpfen des Bleis zu schützen. Nach vielem Bitten gab er dem Arzte ein Stückchen Stein, von der Größe eines Nüßsamensorns; Helvetius meinte, es sei dies zu wenig, um einen Versuch machen zu können, aber der Fremde meinte seinerseits nun, es sei noch zu viel, teilte die Gabe und ließ dem Arzt die Hälfte zurück. Er entfernte sich mit dem Versprechen, des andern Tags wiederzukommen zu wollen und bei dem Versuche gegenwärtig zu sein.

Er kehrte indes nicht wieder. Als der Abend kam, konnte Frau Helvetius, welcher ihr Mann die Sache erzählt hatte, ihre Ungeduld nicht länger bezähmen. Sie drang in ihn, einen Versuch zu machen. In Gegenwart seiner Frau und seines Sohnes schmolz Helvetius nun 6 Drachmen Blei, warf den Stein, in Wachs gehüllt, darauf, ließ noch eine Viertelstunde schmelzen und goß dann das Metall aus. Es war das reinste Gold; der Münzwardein im Haag und mehrere Goldarbeiter prüften es — es verhielt sich nicht anders.

Helvetius machte diesen Vorfall 1667 in einer eigenen Schrift bekannt, welche den Titel hat: *Vitulus aureus, quem mundus adoratur et orat*. Noch vor der Herausgabe dieses Buches indes bekümmerten sich viele um diese Transmutation; interessant ist namentlich der Anteil, welchen der berühmte Benedikt Spinoza daran genommen hat. Dieser, der sonst nicht zu den Leichtgläubigen gehörte, erkundigte sich genau nach allen Umständen und sprach brieflich seine Ueberzeugung aus, „daß auch für ihn dieser Vorfall vollkommen überzeugend sei.“

Münzen wurden übrigens nicht allein in England aus alchemistisch hergestelltem Golde geprägt. Der Alchemist Caspar Harbach machte für den König Christian IV. von Dänemark Gold, woraus 1647 dänische Dukaten geschlagen wurden. 1648 überließ ein gewisser Nichthausen dem Kaiser Ferdinand III. ein Gran eines roten Pulvers, mit Hilfe dessen der Oberbergmeister Graf von Ruß 2 1/2 Pfund Quecksilber in Feingold verwandelte. 1675 machte der Augustinermönch Wenzel Seyler für Kaiser Leopold I. aus Zinn Gold, woraus der Kaiser Dukaten schlagen ließ. 1717 wurde dem sich selbst eifrigst aber erfolglos mit Alchemie beschäftigenden Landgrafen Ernst Ludwig von Hessen-Darmstadt von einem Unbekannten eine Probe von roter und weißer Tinktur überschickt mit der Anweisung, wie sie zum Gold- und Silbermachen zu gebrauchen seien; beigefügt war der jedenfalls wohlgemeinte Rat, der Landgraf möge die eigenen Bemühungen, den Stein der Weisen zu finden, einstellen. Der Landgraf wandte die Tinkturen schnelligst zur Bearbeitung von Blei an und erhielt Gold und Silber, aus

*) Kopp, Geschichte der Chemie, II. Band. Abtheilung: Spezielle Geschichte der Alchemie, S. 166 ff.

**) Ebenda S. 169 ff.

dem er Dukaten und die hessischen Speziestaler vom Jahre 1717 prägen ließ.

Bei einzelnen dieser der Alchemie verdankten Münzen stellte sich die Unechtheit des Materials später heraus, so bei den aus Wenzel Seylers Zinngold gemachten Dukaten; die hessischen Dukaten und Speziestaler von 1717 aber bewährten sich als echt.

Waren nun die meisten Aerzte und Chemiker der vergangenen Jahrhunderte von der Wahrheit der Alchemie überzeugt, so waren es nicht minder die Juristen. Vielsache Streitigkeiten vor den Gerichten darüber, ob das alchemistisch hergestellte Gold, wenn es durch die Probirkunst von dem natürlichen nicht unterschieden werden konnte, dem natürlichen gleichwert geachtet werden sollte, zeugen dafür, weil sie in der Regel zu Gunsten des alchemistischen Goldes entschieden wurden.

1668 verließ die Ratskanzlei zu Breslau dem Schneidermeister Christoph Kirchhof zu Lauban in der Oberlausiz einen Wappenbrief mit einer silbernen Bulle zu seiner Legitimation und als Belohnung dafür, daß er nicht allein denjenigen Lapidum oder „Stein an das Licht gebracht, sondern auch noch dazu vermittelst göttlicher Hilfe und scharfes Nachsinnen, vornehmlich aber durch sein stetiges und unverdroffenes Laboriren den Spiritum universalem von sich selbst erfunden.“

Aber der Stein der Weisen wurde von den Juristen nicht allein als existirend und bereits öfter gefunden behandelt, sondern man kam sogar zuweilen auf den Gedanken, daß es ein Verbrechen sei, an seiner Existenz zu zweifeln. So entwickelte ein Oesterreicher, J. P. v. Rain, im Jahre 1680, „daß die Zweifler an der Existenz des Steins der Weisen sich des Verbrechens der Majestätsbeleidigung schuldig machen; weil nämlich mehrere Kaiser selbst die eifrigsten Alchemisten waren.“

Auch die leipziger Juristen haben sich wiederholt zu der Ueberzeugung von der Existenz des Steins der Weisen bekant.

„Im Jahre 1580 fällten sie ein Urtheil gegen David Beuther, Leibalchemisten des Kurfürsten von Sachsen. Dieser sollte zu fällig in den Besitz einiger Beschreibungen gekommen sein, wie Metallverwandlungen anzustellen seien, und die Ausarbeitung derselben mit Hülfe einiger Anderer versucht haben, welchen er eidlich zusagte, nach Entdeckung des Geheimnisses es ihnen mitzuteilen. Er habe aber nicht Wort gehalten, wohl aber seines Dienstes beim Kurfürsten nur nachlässig gewartet. Das leipziger Urtheil besagte, Beuther sei der Kenntniß des Steins der Weisen für überwiesen zu erachten; er solle darum veinlich befragt werden, wegen seiner Untreue gegen den Kurfürsten sei er zur Staube zu schlagen, wegen seines Meineides gegen seine Genossen habe er zwei Finger zu verlieren, und schließlich sei er zum Wohl des Landes, damit das Geheimnis nicht andern Potentaten bekant werde, gefangen zu halten. —

Noch im Jahre 1725 gab dieselbe Juristenfakultät ein Gutachten ab, wobei es sich um Silber, das in Gold verwandelt worden war, handelte. Die Gräfin Anna Sophie von Erbach hatte auf ihrem Schloß Frankenstein einem als Wilddieb verfolgten Flüchtling Schutz gewährt; zum Dank verwandelte dieser, welcher ein Adept war (Adepten nannte man die Alchemisten, von denen man überzeugt war, daß sie im Besitz des Steines der Weisen wären) der Gräfin sämmtliches Silbergeschir in Gold. Ihr Gemahl, Graf Friedrich Karl, nahm davon die Hälfte in Anspruch, weil der Zuwachs des Wertes auf seinem Gebiete und in der Ehe erworben worden sei. Die leipziger Rechtsgelehrten gaben ihm unrecht: weil das streitige Objekt vor der Verwandlung als Eigentum der Gräfin anerkannt worden sei, müsse es auch nach der Verwandlung ihr Eigentum bleiben*.)“

Bei dem Stein der Weisen hieß es zumeist: glaubet, so wird ihm geholfen — ihm, dem Besitzer des Steins nämlich. Gold hatten sie meist wie Heu, denn wenn sie es sich wirklich auch nicht selbst machten, so schleppten es ihnen die Gläubigen in Haufen zu. So erbaute der französische Adept Nikolaus Flamel gegen Ende des 14. Jahrhunderts von seinem irgendwie alchemistisch zusammengeschlagenen Gelde nicht weniger als vierzehn

Hospitäler und drei Kapellen, während er außerdem sieben Kirchen gründlich renoviren ließ.

Der englische Alchemist Georg Ripley griff den 1460 von den Türken hart bedrängten Johannitern mit dem artigen Sümchen von 100 000 Pfd. — nach einigen Pfd. Sterling, nach andern sogar Pfd. Gold unter die Arme, und um 1500 soll sogar ein anderer französischer Adept, Hieronymus Crinot, sein auf alchemistischem Wege ins Unendliche vermehrte Vermögen zur Stiftung von 1300 Kirchen aufgewendet haben.

Der deutsche Kaiser Rudolph II. starb 1620; in seinem Nachlaß fand man 84 Zentner Gold und 60 Zentner Silber, die er, der ein eifriger Alchemist war, auch mit Hilfe der hermetischen Kunst sich selbst gemacht haben sollte.

Daselbe sagte man dem Kurfürsten August I. von Sachsen nach, der 1586 siebenzehn millionen Reichstaler hinterließ.

Im Laufe der Jahrhunderte steigerte sich die Kraft des Steins der Weisen bedeutend. Lange Zeit gaben die Alchemisten an, daß bei der Verwandlung das spezifisch leichtere unedle Metall sich zusammenziehe und so ein geringeres Volumen Gold ergebe. Aus dem 18. Jahrhundert dagegen sind uns Beispiele aufbewahrt, bei denen eine Gewichtszunahme durch die Transmutation stattfand, so, daß z. B. ein Gran des Steins der Weisen aus drei Lot Silber fünf Lot Gold machte.

Eine völlig unaufgeklärte Geschichte dieser Art ist die des Apotekers Reussing, der in der Dffizin des Frankeischen Waisenhauses in Halle a. S. angestellt war und tüchtige chemische Kenntnisse besessen haben soll. Ein Fremder soll ihm 1750 einige winzige Stäubchen eines grauen Pulvers geschenkt haben, die er ihm auf schmelzendes Silber zu werfen anriet. Reussing folgte dem Rate und erhielt in dem Laboratorium der Waisenhausekapoteke aus 2 1/2 Lot Silber 3 Lot reines Gold. Diese Geschichte erzählte 1774 als vollkommen bestätigt der naturwissenschaftlich trefflich gebildete hallische Berg- und Salinen- direktor, Kriegs- und Domänenrat Dr. v. Lenzler, welcher ein Schwiegersohn Reussings war.

Aber — wie wir bereits im ersten Abschnitt angeführt haben — der Stein der Weisen war auch eine Panacee des Lebens, d. h. er vermochte auf den menschlichen Körper stärkend, heilend und verjüngend einzuwirken; dieses glaubte man seit dem 8. Jahrhundert erkannt zu haben.

Vielleicht ging dieser Wahn aus einem Mißverständnis hervor.

Zu den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt glaubte man in dem Stein der Weisen das Mittel ehren zu müssen, das, was man heut die soziale Frage nennt, zu lösen. So schrieb der um 400 n. Chr. lebende alexandrinische Gelehrte Synesius: „Verfährst du richtig nach meiner Vorschrift, so wirst du glücklich sein und die böse Krankheit, die Armut, heilen.“

Auch die Araber vom 8. Jahrhundert sprachen vom Heilen durch die hermetische Kunst, sie jedoch bezogen es auf die unedlen Metalle, die sie krank nannten und gesund, d. h. edel machen wollten.

Bei den christlichen Alchemisten des 13. Jahrhunderts findet sich nun die Fähigkeit des Steines der Weisen zu „heilen“ auf die menschlichen Krankheiten ausgedehnt.

Raymund Lullus will selber in hohem Alter wieder jung und frisch geworden sein durch seine alchemistischen Künste.

Desgleichen noch viele andere. Der oben erwähnte Basilus Valentinus schreibt: „Keine Armut wird der Besitzer des Steins der Weisen spüren; keine Krankheit wird ihn rühren und kein Gebreite ihm schaden, bis zu der gesetzten Zeit des Todes, bis zu der letzten Stunde, so ihm von seinem Himmelskönige gesetzt ist.“

Wahrscheinlich ist, daß die Alchemisten bei der Vereitung ihrer Pülverchen und Tinkturen gelegentlich auch ein Schnäpschen zusammenbrachten, das sie gewissenhaft kosteten und dessen, wenigstens auf einige Zeit, merkwürdig belebende und restaurirende Fähigkeit sie in bezug auf das Resultat ihrer alchemistischen Bemühungen zu ungemessenen Hoffnungen und Uebertreibungen anstachelte.

*) Kolb, ebenda 172, 73.

Hatte sich nun erst einmal ein berühmter Alchemist die wunderbare Stärkungs- und Heilkraft der großen Panacee eingeredet und davon geschrieben, so stand sie fest für die Jahrhunderte, da niemand, der nicht sofort alle seine Geltung als Adept einbüßen wollte, dagegen auftreten konnte. Dazu kam, daß die frommgläubigen Christen des Mittelalters die Wundergeschichten der Bibel von dem langen Leben der Erzväter u. s. w. doch absolut nicht bezweifeln durften, aber gar zu gerne erklärten hätten, — was konnten sie daher besseres tun, als an ein Universallebensverlängerungsmittel zu glauben, das der allgütige Christengott jedenfalls nicht nur für die Juden des alten Testaments geschaffen haben konnte.

Erklärlicherweise gab es auch sofort Leute, die versicherten und es vielleicht schließlich selbst glaubten, es mit Hilfe der Panacee zu einem mächtigen Alter gebracht zu haben.

So der lateinische Alchemist Orteghius im 12. Jahrhundert, der sich die etwas unbescheidene Zahl von 1000 Lebensjahren beilegte.

Der noch 1700 in der Nähe von Trient als Einsiedler lebende Reichsgraf von Trautmannsdorf war viel bescheidener; er behauptete 1462 geboren, also noch nicht ganz 240 Jahre alt zu sein.

400 Jahre alt soll der 1724 gestorbene Venetianer Friederikus Gualbus geworden und 350 Jahre behauptete der sich Graf St. Germain nennende, von 1770—1795 von sich reden machende Abenteurer alt zu sein.

Damit war es aber mit der wunderbaren Kraft des Steins der Weisen immer noch nicht genug, auch klug, weise, edel, fromm sollte er machen, — nicht nur Armut und Tod, sondern selbst Teufel und Hölle besiegen.

Trotz alledem ist der kritische Sinn des Menschengeschlechtes so weit rege gewesen, daß ungeachtet der mächtigen Vollwerke, welche die Alchemie umgaben, und ungeachtet ihrer weiten Verbreitung schon jahrhundertlang Zweifel an ihr rege und Kampf wider sie geführt wurde.

Vornehmlich mögen es die handgreiflichsten Betrügereien gewesen sein, welche den alchemistischen Aberglauben in für die Betroffenen allzufühlbarer Weise ausbeuteten und dadurch erschütterten.

Alchemisten, welche Kunstreisen machten und Vorstellungen gaben, praktizierten allerlei Goldpräparate heimlich in das schmelzende unedle Metall, unter anderem dadurch, daß sie einen hohlen mit Goldkörnern gefüllten und mit Wachs verschlossenen Stab, der gewissermaßen ihren Zauberstab darstellte, in die schmelzende Metallmasse tauchten. Dabei schmolz natürlich das Wachs und das Gold kam in den Schmelztiegel, wo es nun als Beweis für die Richtigkeit alchemistischer Ansichten aufgewiesen wurde, umsomehr als man durch anhaltende Glühhitze das Blei verbrannte oder das Quecksilber zur Verflüchtigung brachte und das Gold allein übrig behielt.

Solche und ähnliche Betrügereien konnten nicht immer verborgen bleiben und mußten die Alchemie überhaupt kompromittieren. Daher kam es, daß schon im 14. Jahrhundert geistliche und weltliche Herrscher wider die alchemistischen Bemühungen durch Edikte einzuschreiten suchten, aber da stets mehr hohe geistliche und weltliche Würdenträger für die Alchemie eingenommen waren als dagegen, so geschah das mit sehr wenig Erfolg.

Im Anfang des 16. Jahrhunderts erklärte sich der berühmte Arzt und Naturwissenschaftler Philippus Aureolus Theophrastus Paracelsus Bombastus von Hohenheim wiederholt gegen die Alchemie und nennt die Alchemisten „Narren, die leeres Stroh dreschen, warnt vor absichtlichem Betrug und unwillkürlichen Täuschungen und betont, daß ihm die Bereitung des Steins der Weisen nie gelungen sei. Doch mindestens ebensooft spricht er auch von eben diesem Stein der Weisen, als einer ihm wohlbekannten Sache, rühmt ihn als Universalarznei, begreift nicht, wie man an der Möglichkeit der Metallverwandlung zweifeln könne, und prahlt mit Schätzen, die er mit Hilfe der Alchemie dargestellt habe und deren Kostbarkeit

des Kaisers und des Papstes Reichtümer zusammen nicht zu bezahlen vermöchten.“*)

Zu dieser Weise schwanken selbst die zweifelsüchtigsten und scharfsinnigsten Köpfe, — zu diesen hat Paracelsus tatsächlich gehört, — haltlos zwischen dem Glauben an die Alchemie und dem Kampf für sie einerseits und dem Kampf gegen sie und die sich an sie knüpfenden Betrügereien andererseits hin und her, — was wunder, daß die gerngläubige, goldhungrige, elendgeplagte Menge wie mit eisernen Ketten an den Wundern des roten und weißen Löwen hangen blieb.

Im Anfang des 17. Jahrhunderts machten sich im Abendlande ganze Gesellschaften an die Erforschung des Steins der Weisen, indes aus Fez, an der Meeresküste von Afrika, schon um 1500 von großen Alchemistenzusammenkünften zur Beratung und Förderung der gemeinsamen Bestrebungen in einer Moschee zu berichten war.

Die bedeutendste an Mitgliederzahl und Einfluß ist die der Rosenkreuzer, welche im Anfang des 17. Jahrhunderts gegründet wurde und bis ans Ende des 18. Jahrhunderts bestand**).

Zur selben Zeit bestand in Frankreich ein Collegium rose-anum, nach ihrem Stifter Rose, genannte alchemistische Gesellschaft, welche mit den Rosenkreuzern häufig, aber irrig in in denselben Topf geworfen wurde.

Eine andere alchemistische Gesellschaft von Bedeutung war die von Nürnberg, welche 1654 gegründet wurde und über fünfzig Jahre bestanden hat. Ihr berühmtestes Mitglied war der große Philosoph Leibniz, der — allerdings nur zwei Jahre lang — ihr Sekretär war.

Erfolg hatten die Bemühungen der alchemistischen Gesellschaften je mehr sie ehrlich strebten, desto weniger. Von den einzelnen Alchemisten wurden im 16. und 17. Jahrhundert mehr und mehr des Betrugs überwiesen. So ließ 1575 Herzog Julius von Braunschweig-Lüneburg die Alchemistin Anna Maria Ziegler, die Schlüters Ilse genannt wurde, wegen im Namen der Alchemie verübten Betrugs verbrennen. 1590 wurde ein als Graf Dragodino in Deutschland reisender angeblich Gold machender Industriemitter in München in splittervergoldetem Kleide an einem vergoldeten Galgen erhängt; 1597 ließ es Herzog Friedrich von Württemberg mit Georg Honauer ebenso machen.

Ähnlich erging es vielen anderen. Der bekannteste und großartigste Schwindler unter ihnen war ein Ende des 17. Jahrhunderts zum bayerischen Feldmarschall erhobener italienischer Bauernsohn, welcher als Graf Ruggiero und Graf Caetano außer in Baiern auch in Spanien, in Oesterreich, in der Pfalz und in dem neuen Königreiche Preußen als Günstling der betreffenden Fürsten sein ungeheuer kostspieliges Wesen trieb und oft genug als Betrüger erkannt wurde, ebenso oft zu entweichen verstand, endlich aber 1709 in Preußen, nachdem er noch zuguterlezt preussischer General der Artillerie geworden war, wie üblich selbst vergoldet und gehängt wurde.

Nicht viel weniger Aufsehen als der italienische Betrüger Caetano machte der deutsche Gauner Johann Hector von Alctenberg, der nach vielen alchemistischen Kreuz- und Querzügen in Dresden Kammerherr des Königs August II. von Polen und 1720 auf dem Königstein enthauptet wurde.

Ein Jahr früher war ein glücklicherer Alchemist in Sachsen eines natürlichen Todes gestorben und zwar als Direktor der königlichen Porzellanmanufaktur — er hieß Bötticher.

Der selbe war 1701 in Berlin Apotekerlehrling gewesen und als solcher mit dem reisenden Adepten Laskaris bekannt worden, der ihm eine Portion des Steins der Weisen schenkte. Bötticher prüfte in Gegenwart mehrerer Zeugen die Kraft des Steins und die Verwandlung von Quecksilber in Gold soll vortrefflich gelungen sein.

*) Kopp a. a. O. Bd. I, S. 97.

**) Was in Meyers großem Konversationslexikon über die Rosenkreuzer geschrieben steht, ist in mehreren Beziehungen durchaus unrichtig. Wir kommen gelegentlich in einem kleineren Geuilletonartikel auf die kulturhistorisch interessante Gesellschaft zurück.

Aus Eitelkeit gab sich Bötticher selbst als Erforscher des großen Geheimnisses aus. Das zog ihm die Verfolgung des Königs Friedrich I. zu, der sich den Goldmacher nicht entweichen lassen wollte.

Bötticher floh nach Sachsen, von wo der preußische König seine Auslieferung verlangte. Dies machte die sächsische Regierung auf ihn und seine Kunst aufmerksam, und der König von Polen verweigerte seine Auslieferung, adelte ihn sogar und wollte ihn für sich selbst Gold machen lassen.

Anfänglich wurde er ungemein freundlich behandelt, aber heimlich bewacht, später auf die Festung Königstein abgeführt, von da aber bald wieder nach Dresden gebracht, um 1706, als eine feindliche Ueberflutung Sachsens durch die Schweden bevorstand, von neuem auf den Königstein in Sicherheit geführt zu werden.

In den nächstfolgenden Jahren wäre nun Bötticher sicher nicht dem Tode durch Henkershand entgangen, wenn ihn nicht schon vorher ein Glückszufall zur Entdeckung des Porzellans geführt und diese dem König reichen Geldgewinn in Aussicht gestellt hätte. —

Von denjenigen Alchemisten, welche nicht vor die Öffentlichkeit traten und auch nicht an Fürstenhöfe kamen, verfluchten viele, nachdem sie ihr ganzes Leben und Vermögen ihrem fruchtlosen Streben geopfert hatten, sterbend die ganze Alchemie.

In weiteren Kreisen wurde der Glaube an die Alchemie als Wissenschaft jedoch nicht vor dem 18. Jahrhundert erschüttert.

Gleichwie Luther an sie geglaubt hatte, — er schrieb in

seiner Canonica: „Die Kunst der Alchemie ist recht und wahrhaftig der alten Weisen Philosophie, welche mir sehr wohl gefällt, nicht allein wegen ihrer Tugend und großen Nutzbarkeit, sondern auch von wegen der herrschenden schönen Gleichnisse, die sie hat mit der Auferstehung der Toten am jüngsten Tage“, — so hatte auch noch 1751 Friedrich der Große von Preußen sich ihr geneigt gezeigt.

Erst als sich durch den Einfluß des berühmten Begründers der modernen Chemie, des französischen Gelehrten Lavoisier (1743 geboren, 1794 guillotiniert — eine der vielen Todsünden der revolutionären Schreckensherrschaft!) die Ansicht verbreitete, die Metalle seien chemisch einfache Körper, begann für die Alchemie das Totenglocklein zu läuten, und als ihre Lebenskraft noch zum letztenmale in der von dem Verfasser der Jobiade, dem Arzte Kortum in Bochum, gegründeten hermetischen Gesellschaft in den letzten Jahren des vorigen und dem ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts noch einmal höher aufgeflackert war, starb sie als Wissenschaft völlig dahin.

Insgesamt wurden jedoch alchemistische Versuche tatsächlich noch bis in die fünfziger Jahre unseres 19. Jahrhunderts von wissenschaftskundigen Männern betrieben; und ob es heute auch hiermit ganz zu Ende ist, ja sogar ob eine Wissenschaft von den Mitteln der Metallverwandlung nicht noch dereinst als verjüngte Alchemie deren Auferstehung feiert*), läßt sich kaum sagen.

*) Vergl. dazu Schmieder, Gesch. der Alchemie, Halle 1832.

Ärztliches über Libaut's Regenerationskur.

Von Dr. med. Nienburg.

Vor uns liegt ein Broschürchen, 47 Seiten, von einem gewissen Libaut, angeblich Dr. med. und Ritter der Ehrenlegion, über die wunderbaren Erfolge in 40jähriger Praxis mit seinem Geheimmittel, dem sog. Regenerator. Das Heftchen beginnt mit einer Einleitung, die nichts sagt, als daß Herr Dr. Libaut endlich dem allgemeinen Drängen nachgibt und sein Geheimmittel nicht länger mehr der leidenden Menschheit vorenthalten will. Nach Libaut ist das Blut der alleinige Attentäter aller Krankheiten, und folgt dann dieser vorangesetzten Behauptung eine höchst laienhafte Exposition über die Zusammenziehung des Blutes überhaupt und dann eine Reihe aller der Krankheiten, die der sog. Regenerator, à Fl. 6 Mk., ganz unfehlbar kurirt. Man höre und staune: Bleichsucht und Blutarmut, Strophulose und Rhachitis, Tuberkulose und Krebs, Syphilis und Geistesstörung, Nerven- und Gehirnkrankheiten, Epilepsie und als eigene Gattung auch die Merkurialkrankheiten, Schwächezustände und weißen Fluß, Hautkrankheiten und Gicht, Hypochondrie, Hysterie und Rheumatismus, so nebenbei auch noch Sommerprossen, Leberflecke, Pusteln, Finnen, Miteßer, Hautröthe, rauhe, rissige Haut — gegen welche „das weibliche Geschlecht besonders empfindlich sei“. Alles mit einem und demselben Heilmittel! Bei Kindern unter 2 Jahren genügen täglich schon 2 Teelöffel, bei älteren Sündern 2—3 Eßlöffel!

Wir haben uns der Mühe unterzogen, Erkundigungen nach der Persönlichkeit des angeblichen Herrn Doktors und Ehrenritters anzustellen und da waren einige Autoritäten so hart, ihm die Existenz überhaupt abzuspochen. Aber das wollen wir nicht tun, denn der Zweifel an ihm wird unnachlässiglich von der Regenerator-Compagnie in Brüssel und deren Vertreter in Frankfurt a. M., Einain & Co., nach der Strenge des Gesetzes verfolgt. Also warum sich mutwillig in Gefahr begeben zu einer Zeit, in der noch ganz andere Dinge dem Zweifel reichlich Nahrung bieten? Das aber ist unzweifelhaft, daß die wirksamsten Bestandteile des Regenerators die Sarsaparillen, ähnlich dem Bimmandococt, welche einigen andern sog. blutreinigenden Drogen (Sennesblätter, Guajac, Fenchel u., wahrscheinlich auch etwas Quecksilber) sind und der reelle Wert statt 6 Mk. etwa 1 Mk. 50 Pf. beträgt. Ein einfacher Foltee, der im Handverkauf in jeder Apotheke abgegeben wird zum Preis von etwa 50 Pf. für 100 Gramm, dürfte denselben „blutreinigenden“ Dienst tun; wir empfehlen daher allen denen, welche Bedarf an einer etwaigen derartigen Kur in dem heran kommenden Frühjahr verspüren, diese billigere Bezugsquelle eher als die Taschen des Herrn Ehrenritters. Das mag genügen.

Unsere Illustrationen.

Prairiebrand. (Seite 455.) Unter Prairien des amerikanischen Westens sind nach Hellwald im allgemeinen jene Gebiete zu verstehen, die sich westlich von dem Mittellaufe des Mississippi bis an die Felsen-

gebirge und deren östliche Ausläufer erstrecken. Das Wort „Prairie“ dient zur Bezeichnung aller offenen, mehr oder minder baumlosen, aber mit Gräsern bewachsenen Landstriche, wenn auch hier und da von mäßigen Hügelreihen durchzogen. Jene weiten Ebenen, welche Nebraska, einen Teil von Dakota, das westliche Kansas und östliche Colorado umfassen, sind, so trotz es sie dem Wanderer durch ihre bis zum Horizont fortlaufende Einsörmigkeit, durch den Mangel jedes Strauchs oder Baumes erscheinen, doch andererseits reiche Weidegründe für die dort haulenden Büffelherden und Antilopen, und bilden die Heimat der Prairiehunde, Prairiehasen und Prairievögel. In dessen trägt das Vorherrschen der Klapperschlangen, Eulen und Wanderheuschrecken nicht gerade dazu bei, die dortige Fauna zu einer sehr anziehenden zu machen. Einsörmig wie die Ebene selbst, einsörmig wie ihre Flora und Fauna, ist auch ihre geologische Beschaffenheit, indem die Kreideformation sich gleichmäßig über das ganze Gebiet ausdehnt. Jene Ebenen sind eben weiter nichts als der Boden des einstigen westamerikanischen kolossalen Kreidemeeres, das in Milliarden von Aeonen jene dicken Schichten von Sandstein, Thon, Kalkstein und bituminöser Kohle absetzte und die ehemals vorhandenen Berge und Täler gleichmäßig überdeckte. Verläßt man mit der Union-Pacifischebahn den Bahnhof von Omaha (Nebraska), so verrinnen bloß wenige Stunden und man ist auf jenem Gebiet, welches zu durchheilen das Dampfrohr dreißig Stunden braucht. Landwirtschaft ist auf jenen Ebenen wegen ungenügenden Regensfalls nur da möglich, wo ein Bach oder Fluß künstliche Bewässerung erlaubt. Da sie aber bloß wenige Wasseradern durchschneiden, werden sie wohl nie ein eigentliches Kulturgebiet werden. Warum aber jene Ebenen, die doch Feuchtigkeit genug haben, um Gras zu erzeugen, sich dem Baumwuchs durchaus feindlich zeigen, ist bis heute noch ein Räthsel. In einzelnen Theilen indessen, besonders im Norden, wo die Bewässerung es gestattet, ist die Prairie in Fruchtboden umgewandelt. Von einer solchen Prairie in Illinois schreibt der schwäbische Reisende Max Cytz: „Eine Prairie, in ein unabsehbares Feld abgestandener Wälschkornstöcke verwandelt, am fernern Horizont mit einem grauen Waldsaume verziert, dessen schnurgerade Linie hier und da unterbrochen ist, um die Wälschkornperspektive ins Unendliche fortzusetzen! Alles baut Wälschkorn, alles ist Wälschkorn, jedermann sieht jedermann gleich und der scheinbar einzige Gedanke von jedermann ist Wälschkorn.“ — Die Prairien bestehen fast durchgängig aus einer vorwiegend wellenförmigen (undulirenden) Gegend, die zuweilen von einer Anzahl langer, aber ungemein flach sich abdachender Höhenzüge durchbrochen und von breiten, meist mit niedrigen Ufern versehenen Flußthälern durchzogen, sowie von mehr oder minder tiefen, durch die Gewalt des Wassers gebildeten Rinnsalen durchschnitten ist. Die in breiten Betten sich bewegenden, von niedern Ufern begrenzten Bäche und fast ausnahmslos seichten, zur Schifffahrt somit ungeeigneten Flüsse enthalten nur selten reines und klares, sondern meist trübes Wasser, in welchem nur eine geringe Anzahl von Fischen sich aufhält. Zuweilen ist das Bett der Flüsse mit Fufsband erfüllt, der sich beim Ueberfließen gefährlich erweist. Was die Vegetation der Prairien betrifft, so sind dieselben fast durchweg waldblos; hingegen sehen wir sie mit kurzen Gräsern, darunter häufig mit dem nahrhaften Büffel-

gras bedeckt. Da und dort zeigen sich auch zwerghafte Kakteen; auch erhebt zu gewissen Jahreszeiten ein auf viele Meilen sich erstreckender, ununterbrochener, prachtvoller, zwischen dem dunkelsten Grün hervorsprossender Blumenflor. Gegen die Felsengebirge hin begegnet man steppenartigen Strecken, die nur geringe, oft sogar gar keine Vegetation aufweisen. Von der für die Prairielandschaften charakteristischen Baumlosigkeit machen nur die Flussufer und die ihr Bett begrenzenden Talränder eine Ausnahme; dort finden sich hier und da kleine aus verkrüppelten Weiden, Pappeln, Ulmen u. s. f. bestehenden Gehölze, ein eigentlicher Wald aber findet sich nirgends, und zwar haben die Prairien, als einstufiger Boden eines großen Sees, zu allen Zeiten des Waldschmucks entbehrt, was von Schlagintweit nachgewiesen wurde.

Die Prairien mit ihrem Grasozoen sind die letzten Zufluchtsstätten der Bison oder amerikanischen Auerochsen, gewöhnlich Büffel genannt, dessen zahlreiche Herden in den weiten Räumen umhertreiben. Der Bison ist das wichtigste Jagdobjekt der Prairien. Was das Kameel dem Araber, der Seehund dem Eskimo, das ist der Bison dem Indianer. Weil von dem Tiere alles gut zu brauchen ist, wird ihm eifrig nachgestellt, so daß seit vielen Jahren die Zahl erheblich zurückgegangen ist. Der ungeheure Bedarf an „Pemmikan“, wie das zu einer festen Masse kondensierte, fette und getrocknete Büffelfleisch genannt wird und wovon Mensch und Tier sich nähren, macht dies begreiflich. Das Fleisch ist sehr wohlschmeckend, die Zunge gilt als Lederbissen, aus dem Fell bereiten sich die Indianer Kleidungsstücke, Zeltwandungen und Betten, auch beschlagen sie das Gerippe ihrer Kähne mit Bisonfell und fertigen daraus Sättel, Gurte u. s. f. Die Knochen müssen ihnen Sattelgestelle und Messer geben, aus den Sehnen drehen sie sich Saiten für ihre Bogen und Fäden zum Nähen. Die starken Haare werden zu Striden gedreht; die Schwänze geben Fliegenwedel. Sogar der Mist wird verwendet, er dient als Brennstoff. — Das Klima der Prairien ist ein extremes, wechselvolles, das besonders im Frühling viel Vorsicht für die Gesundheit verlangt, weil die Luftströmungen vom mexikanischen Golf an bis zum Polarmeer hin nirgends durch Bergwälle abgehalten und gemildert werden. Darum dringt auch die tropische Wärme weiter nach Norden, wie die Polarkälte weiter nach Süden. Auf langandauerndes heiteres Wetter folgt häufig ein langes stürmisches Schneewetter, welches, verbunden mit der großen Trockenheit der Luft, für die Prairie charakteristisch ist, während Nebel selten, Tau nur ungleich beobachtet wird. Wären Wälder vorhanden, so würden sie sicher die Wut der Winterstürme mildern, die den Schnee in feine, alle Nizen durchdringende, sandartige Körnchen auflösen und um so gefährlicher sind, als sie oft plötzlich hereinbrechen. Die Kolonisation der Prairien hat darum ihre großen Gefährlichkeiten und Widrigkeiten. Nur südlich des 35. n. Br. bleibt man von diesen Schneestürmen verschont. Nördlich von dieser Linie hat man nicht selten eine Winterkälte von 25–37,5° C. zu ertragen. Nur der Herbst, der sogenannte indianische Sommer, entschädigt durch warme sonnige Tage, wenn auch des Nachts bereits Fröste sich einstellen. Trotzdem hält man das Klima der westlichen Prairien für ein stärkendes, erfrischendes, ansiedelndes Krankheiten feindliches; in größeren Höhen soll es einen fast sichern Schutz gegen Lungenerkrankungen ausüben. Näher dem Felsgebirge, wie auch in dem großen Becken von Utah zc. erscheinen und peinigen den Unersahenen häufige Trugbilder der Fata Morgana wie auch elektrische Erscheinungen. — Prairiebrände sind nicht selten, und zwar entstehen solche häufig nach anhaltender Dürre durch die Sommerhitze, zuweilen aber werden sie von Menschenhand angezündet, teils um das alte dürre Gras wegzuschaffen, welches das Wachstum frischen Grases hemmt, teils Jagdzwecke halber. Unser Bild schildert den Effekt eines Prairiebrandes auf die Tierwelt der Prairie. In wilder Bestürzung alle innere Fehde vergessend, suchen sie dem gemeinschaftlichen Feinde zu entkommen, die stattlichen Wildpferde, die mächtigen Bison, die räuberischen Prairiewölfe, die ein Mittelglied bilden zwischen Wolf und Fuchs. Auch ein hirschartiges Tier sehen wir im Hintergrunde mit seiner Ehehälfte hastig das Weite suchen. Die schlanken Reine sichern dem Paar einen Vorsprung vor den übrigen; doch schneller noch wird das hoch in den Lüften schwebende geflügelte Kleeblatt dem Bereich der Gefahr entronnen sein. Inwieweit übrigens der Künstler seiner Phantasie den Zügel schießen ließ, müssen wir dahin gestellt sein lassen.

St.

Für unsere Hausfrauen.

Bereitung von Sauerkraut. Vor allem muß erwähnt werden, daß das vom Felde eingeheimste Kraut mindestens vierzehn Tage unter gedecktem Raume lagern muß, bevor man es zum Einschnneiden nimmt, weiter daß die späte Sorte zum Einsäuern besser geeignet ist als die

frühe, und daß der Hobel das Kraut nicht zu grob schneide. Man nehme eine gleichweite Tonne oder ein Geschirr, der Dauer und Dichtigkeit wegen von Eichenholz, von beliebiger Größe oder der des Bedarfs, stelle dieses an einem geeigneten Orte in einen womöglich luftreinen, trockenen Keller, lasse das Schneiden des Krautes beginnen, nehme auf 100 Liter 1½ Kilogramm Kochsalz, 100 Gramm Kümmel, 50 Gramm neue Wachholderbeeren, welche gut zu vermengen sind, dann 1 Stück Quitt, sehr feinschnittig geschnitten, und verfähre wie folgt: Zuerst fülle man ca. 30 Liter geschnittenes Kraut in das Geschirr, lasse es fest treten, bestreue diese Lage mit obigen Gewürzen, gebe dann eine weitere Lage Kraut, lasse wieder treten, wieder bestreuen und so lagenweise fortfahren, bis das Geschirr voll ist. Wasser ist nicht erforderlich. Sodann mit einem passenden Deckel bedeckt und sehr stark beschwert, wird das Kraut mindestens vier Wochen in Ruhe gelassen, unter dem Rande des Geschirrs, je nach der Senkung, ein Loch gebohrt, um dem sich bildenden Wasser einen Abzug zu gestatten. Nach vier, höchstens fünf Wochen ist das Kraut reif, wird abgedeckt, mit einem reinen Tuche zugedeckt und wieder beschwert, und nachdem nun die Wasserbildung aufgehört, nach der Beschwerung mit reinem Wasser ca. 3–4 Ctmtr. hoch bedeckt. Das Kraut muß jedoch nach jedesmaliger Herausnahme wiederholt gereinigt, beschwert und begossen werden, oder wenn dies lästig, kann man sich ein größeres Quantum für eine Woche herausnehmen, welches weniger, aber doch beschwert werden muß. Auf diese Weise bereitet, hält sich dieses köstliche Gemüse, an einem kühlen und trockenen Orte aufbewahrt, mehrere Jahre lang, ohne an seinem guten Geschmacke zu verlieren. Reinliche Arbeit ist bei der Bereitung und Aufbewahrung unerlässlich.

Alter der Eier. Um das Alter der Eier zu erkennen, löst man 120 Gramm Kochsalz in 1 Liter reinem Wasser auf; in die vollständige Auflösung legt man das zu prüfende Ei. Ist es vom selbigen Tage, so wird es auf den Boden des Gefäßes sinken; war es vom vorhergehenden Tage, so wird es den Boden nicht erreichen; ist es drei Tage alt, so schwimmt es in der Flüssigkeit; ist es aber über fünf Tage alt, so schwimmt es an der Oberfläche, und ragt um so mehr über dieselbe hinaus, je älter es ist.

Heringsmilch. Man versteht darunter den Samen der männlichen Fische. Er soll Jod und Brom enthalten und gilt als bewährtes Mittel gegen langwierigen Husten, Lungenschwindsucht und Tuberkeln. Er soll den Auswurf lösen und den Reiz mildern. Da man im Innern des Landes nur selten frische Heringsmilch haben kann, so ist die Milch der gefalzenen Heringe durch Einlegen in Wasser oder Kuhmilch von einem Teile des Kochsalzes zu befreien, wenn der starke Kochsalzgehalt dem Kranken unangenehm ist. Heringsmilch ist auch ein altes Volksmittel gegen alte Katarrhe, Heiserkeit und angehende Halschwindsucht.

Rösselsprung.

et	ging	was	wald	lebt	schen	sie	ser
bein	laub	nicht	und	get	welt	da	rau
schen	nes	den	was	schen	der	die	det
und	zur	lau			frie	ser	das
oh	fi	selb			ich	o	ge
er	rohr	die	sah	und	was	ruh	und
get	ne	gras	ich	sah	ich	bin	ein
und	de	das	häß	die	hört	ich	sag

Inhalt: Die Alten und die Neuen. Roman von M. Kautsky. (Fort.) — Die außerordentliche Reproduktionskraft verschiedener Tiergattungen. (Der Punktalamander; die Schildkröte; die Waldschnecke; der Strandkrebs; der Regenwurm; das Wasserschlangelchen; die Polypen; die Notiferen.) Von Realschullehrer Otto Lehmann. — Aus dem Sklavenlande. Von Spiridon Gopcevic. (Schluß.) — Ein deutsches Städtebild. (Mit 2 Illustrationen: Das Holstentor und der Marktplatz in Lübeck.) — Des Kaisers Schwägerin. Historische Skizze von Bild. Bloss. — Der Alchemist. (Schluß.) — Arztliches über Libaut's Regenerationstherapie. Von Dr. med. Nürnberg. — Unsere Illustrationen: Edelkraut. — Alter der Eier. — Heringsmilch. — Rösselsprung. — Arztlicher Ratgeber. — Polytechnischer Briefkasten. — Ratgeber für Haus- und Landwirtschaft. — Gemeinnütziges. — Mannichfaltiges. — Humoristisches.